Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Neunter Jahrgang

r. 36 Leipzig, den 5. September 1895

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1442 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Die Wirksamkeit des Wortes. Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 3 — Gen Hannover — Hannover Am Ufer des Sarno. Ein Bild aus der Diaspora Italiens: 1 — Die päpstliche Unfehlbarkeit im Lichte der Geschichte. Erste ste — Verschiedenes: Die Bedeutung der deutschen Reformation für die Gesundheit unsers Volkslebens; Von der Hochkirche ins Kloster; s neue Dogma; Helft den Witwen und Waisen; Der Evangelische Frauenverein in Meran — Quittung — Anzeigen

Diese Nummer ist der 48. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins gewidmet

Die Wirksamkeit des Wortes

Betrachtungen zum ersten Thessalonicherbriefe 3

Darum danken wir nun auch unablässig Gott, daß ihr das rt Gottes, das ihr von uns zu hören bekamt, nicht wie Menschen-t, sondern wie das, was es in Wahrheit ist, wie Gottes Wort auf-ommen habt, das sich nun auch in euch, den Gläubigen, wirksam eist. Seid ihr doch, liebe Brüder, Nachahmer der Gemeinden Gottes Christo Jesu, die in Judäa sind, geworden, weil ihr dasselbe von rn Volksgenossen erlitten habt, wie sie von den Juden, die auch Herrn, Jesum, und die Propheten getötet und uns verjagt haben, tt nicht gefallen und aller Menschen Feinde sind. Hindern sie uns h, den Heiden zu predigen, damit sie dadurch gerettet würden — um erzeit das Maß ihrer Sünden voll zu machen. Aber schon ist der rn völlig über sie hereingebrochen. (1. Thess. 2, 13—16.)

Wenn heutzutage von vielen Seiten Mittel und Wege ucht werden, um die Entchristlichten und Entkirchlichten derzugewinnen, so werden von Andern alle diese Vorschläge n vornherein deshalb verworfen, weil das Wort es thun sse. Aber offenbar ist damit die Frage, um die es sich zu-hst handelt, wie nämlich das Wort jenen Tausenden und ertausenden wieder nahe gebracht werden könne, noch in ner Weise beantwortet. Und selbst wenn das gelänge, wird n wirklich das Wort Glauben schaffen? Man scheint das lfach als selbstverständlich anzunehmen, auch wenn man vor Konsequenz unsrer alten Dogmatiker, das Wort sei auch ßerhalb des Gebrauchs wirksam, jetzt sich scheut. Aber biblisch nicht einmal jene Anschauung, so gern man sie dafür aus-bt. Wenn in der Schrift von der Wirksamkeit des Wortes Rede ist, so wird immer auf seiten der Hörer Empfäng-keit dafür vorausgesetzt. Und besonders deutlich geschieht s in unserm Textwort: nachdem die Thessalonicher das redigte Gotteswort aufgenommen haben, wirkt es in ihnen, n Gläubigen. Aber wie ist diese Wirksamkeit der Predigt uli vom wahren und lebendigen Gott näher zu denken?

Der Apostel redet hier nicht davon, daß der Glaube Er-ntnis wirkt. Wohl ist das Evangelium auch Weisheit, wenn-ich nur unter den Vollkommnen, wie es 1. Kor. 2 heißt. er von einem irgendwie einseitigen Standpunkte aus die lt oder gar nur einen Teil der Welt betrachtet, der wird erdings nicht nur zunächst zu keiner umfassenden Weltan-auung kommen, sondern auch dann, wenn ihm das auf an-m Wege gelungen, sie nicht im einzelnen durchzudenken ver-ögen. Und doch ist erst das die ganze volle Erkenntnis, die, e Paulus sagt, alle Dinge erforschet und richtet. Mag also utzutage noch mancher sich damit begnügen, diese Aufgabe hie d da anzurühren und dann doch von einer andern Seite mit einemmale zu lösen; die Menschheit im ganzen wird ht ruhen, bevor die verschiednen Stollen und Schächte wirk-bis zu demselben schon vorher bestimmten Punkte weiter-geführt und durchgetrieben worden sind. Dann erst hat der Glaube Erkenntnis gewirkt — und doch ist es nicht dies, das der Apostel hier meint.

Er denkt auch nicht an den Einfluß des Glaubens auf unser Thun, wenn er den Thessalonichern von der Wirksamkeit des Wortes schreibt. Allerdings kann wahre Sittlichkeit nur am Baum der Religion wachsen, so oft man das auch gerade jetzt wieder bestreitet. Es klingt ja so schön und ideal, daß man das Gute um des Guten willen thun müsse; nur schade, daß der Mensch nun einmal dazu nicht fähig ist. Vielfach reicht die religionslose Sittlichkeit wohl aus, aber den höchsten Aufgaben gegenüber bricht sie schmählich zusammen. Man ver-weise uns doch nicht auf die Solidarität einer Familie, eines Volks, der Menschheit, wenn man uns zur Selbstaufopferung für Andre bewegen will: wir fühlen uns nun einmal jetzt, jeder Einzelne für sich, als gleichberechtigte, freie Persönlichkeiten, und ich denke, wir thun Recht daran. Dann aber können und dürfen wir uns nur dann für Andre aufopfern, wenn wir wissen, dieser Nachteil für uns kann und wird wieder aufge-wogen werden. Ich sage ausdrücklich: wenn wir wissen; denn mit der unbestimmten Hoffnung ist gar nichts gethan; aufs Ungewisse wagt keiner sein Alles.

Damit sind wir nun aber schon auf diejenige Wirksamkeit des Wortes geführt worden, die der Apostel hier vor allem im Auge hat, die sich im Leiden zeigt. Die Thessalonicher wurden alsbald nach der Abreise des Paulus auch von ihren Volks-genossen angefeindet, nachdem sie schon vorher, während seiner Anwesenheit, mit ihm von den Juden verfolgt worden waren. Das hatten sie ja schließlich noch verstehen können, daß diese einen Menschen befehdeten, der ihren Messiasglauben nach ihrer Meinung profanirte, indem er ihn ohne weitere Verklausulirung auch Heiden predigte; aber daß nun auch ihre eignen Lands-leute sie verfolgten, das hätte ihnen leicht zur schweren Ver-suchung werden können. Nur weil sie fest glaubten, Gott würde ihnen alles, was sie einbüßten, hier oder dort reichlich ersetzen, nur deshalb konnten sie jene Heimsuchungen geduldig ertragen. Und so zeigt sich fort und fort die Kraft des Glaubens gegen-über der Ohnmacht des Unglaubens nirgends so deutlich wie in Kummer und Not. Da muß der Ungläubige verzweifeln — oder er merkt eben dann, daß er doch noch, wenngleich ganz unbestimmt, an eine höhere Macht glaubt, die ihm helfen kann und wird. Aber auch wer daran glaubt, was man so glauben lernt, der merkt vielfach erst dann, daß dieser Glaube auch wirksam zu werden vermag.

So meint es Paulus, wenn er sagt, das Wort Gottes, das die Thessalonicher aufgenommen, habe sich in ihnen wirksam erwiesen. Wir können auch umgekehrt sagen: deshalb, weil es sich wirksam erwies, war es Gottes Wort. Der Apostel denkt

dabei an seine Predigt; es gilt aber auch von dem Wort der Schrift. Die Schrift ist nicht ohne weiteres und überhaupt Gottes Wort, sondern muß sich erst jedem Einzelnen als solches erweisen, indem das, was uns von ihrem Inhalt durch die Erfahrung gewiß geworden ist, nun auch in uns Erkenntnis, Selbstverleugnung und Geduld wirkt. C C

Gen Hannover

1

Der Gustav-Adolf-Verein ruft seine Glieder nach Hannover. Dort soll am 9. bis 12. September die 48. Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung stattfinden. Generalsuperintendent Schuster war es, der zu Darmstadt nach Hannover einlud. Er that es nicht ohne gewisse Bedenklichkeiten:

Es ist nicht das erstemal, daß wir darum gebeten haben, die Hauptversammlung dorthin zu verlegen. Wir haben schon in frühern Jahren zweimal darum ersucht, sind aber in der Minorität geblieben, aus Gründen, die wir voll und ganz anerkennen. Ich kann deshalb auch die heutige Einladung nur mit vollster Bescheidenheit in dieser Mitte wieder laut werden lassen. Ist es zwar eine königliche Haupt- und Residenzstadt, zu der ich Sie einlade, so werden Sie doch vorlieb nehmen müssen mit dem, was wir Ihnen bieten können. Es sind ja verschiedne Schwierigkeiten, die dem dortigen Hauptverein seine Aufgabe schwierig machen. Zunächst sind es die Verhältnisse der großen Stadt, die erst überwunden werden müssen, und die es nicht leicht machen, die ganze Einwohnerschaft für einen einzelnen Verein zu begeistern. Und sodann haben wir auch mit prinzipiellen Gegenströmungen dort zu kämpfen, auf die ich hier nicht weiter eingehe. Ich stelle deshalb meine Einladung mit der herzlichen Bitte, Sie wollen vorlieb nehmen mit dem, was eben herzliche Liebe und Teilnahme Ihnen zu bieten vermag; und wenn Sie unter solchen Bedingungen und Einschränkungen kommen wollen, so werden Sie uns von Herzen lieb und wert und willkommen sein.

Schon einmal, im Jahre 1861, hat die Generalversammlung in Hannover getagt. Abt Ehrenfeuchter von Göttingen, Prälat Zimmermann aus Darmstadt, der andre Gründer des Vereins, und Konsistorialrat Brückner, damals noch in Leipzig, hielten die Festpredigten. Diesmal sind es der Hannoveraner zwei, Konsistorialrat Graßhoff aus Meppen und Abt Uhlhorn aus der Feststadt selbst, sodann Oberkonsistorialrat Dibelius aus Dresden. Wir haben allen Grund, ihrem Worte zu Gunsten des Gustav-Adolf-Vereins, sowie überhaupt der in der Hauptstadt Hannover tagenden Versammlung den Erfolg nachhaltigen Eindrucks zu wünschen, denn leider steht die Gustav-Adolf-Sache in der ganzen Provinz nicht in der Blüte, wie man sie dem wohlhabenden und vorwiegend evangelischen Lande billig wünschen muß. Allerdings wissen wir ja, daß neben dem Gustav-Adolf-Verein auch der „Gotteskasten“ sammelt, immer getrennt marschierend, vielfach nörgelnd und sauersehend, aber doch hie und da, wo das Luthertum attestirt ist, vereint schlagend. Mag es sich nun aber mit der Besonderheit des Gotteskastens verhalten, wie ihm wolle, jedenfalls sind die Leistungen, die der Gustav-Adolf-Verein beibringt, zu gering und der Bedeutsamkeit und dem Wohlstande des Landes keineswegs entsprechend. Allerdings muß man ja, um die Aufbringungen der Provinz in dieser Hinsicht zu übersehen, vier Hauptvereine, nämlich Hannover, Göttingen, Osnabrück und Aurich, zusammenrechnen. Aber nun verschlingt in diesem Lande, das wir kurzweg als ein evangelisches anzusehen gewohnt sind, die eigne Diaspora einen erheblichen Teil der Einnahmen, sodaß z. B. im letzten Vereinsjahr — wenigstens nach einem Zeitungsbericht — der Hauptverein Hannover 2623 Mk. auf die einheimische Diaspora verwenden mußte und nur 600 Mk. für die auswärtige verfügbar blieben. Allerdings, wenn die Zahl der Mitglieder nur 830 ist, so trifft wenigstens diese kein Vorwurf. Aber um so mehr steht zu hoffen, daß die 48. Hauptversammlung dem Vereine ein größeres Volk schaffe in Stadt und Land.

2

Für die kirchliche Geschichte der Stadt hat ihr erster Geistlicher, der auch einer der Festprediger ist, Abt Uhlhorn selbst wohl das Meiste gethan. Als er seinen „Urbanus Rhegius“ schrieb — 1861 —, war er nicht in der Lage, au eine irgend genügende Erzählung von der Reformation de Stadt Hannover zu verweisen, sondern mußte versuchen, si aus den reichhaltigen Akten des städtischen Archivs zusammen zustellen, wenn er auch so glücklich war, dabei dem ziemlic ausführlichen Bericht eines Augenzeugen folgen zu können, de die damit zusammenhängenden Kämpfe in lebhafter Anschau lichkeit schilderte.

Landesherr, dem gegenüber die Stadt indessen eine seh selbständige Stellung einnahm, war damals der in Münde residirende Herzog Erich von Calenberg-Göttingen, ein ritter licher Fürst aus Maximilians Zeit und Art, derselbe, de Luthern die berühmte Kanne Eimbecker Bier bot, aus Gefalle an des Mönchs Mut, nicht, weil er ihm beipflichtete, vielmeh ganz auf dem Boden der alten Kirche, wenn er auch Abstellun der Mißbräuche wünschte. Der Diözesanbischof spielte kaum eine erhebliche Rolle; in allen Verhandlungen, die die Refor mation der Stadt hervorrief, wird des Bischofs nicht mit einem Worte gedacht. Mit Herzog Erichs Wünschen gingen di Interessen des Rats und der Geistlichkeit zusammen, und s hielt der Rat jahrelang die neue Lehre besonders dadurch fern daß, wer immer im Besitze ketzerischer Bücher sich fand, ein gekerkert, peinlich verhört, aus der Stadt verwiesen ward Aber soviel Bücher die Stadtknechte wegnahmen, es fanden sic immer neue:

Buchführer brachten sie heimlich in die Stadt, wandernde Hand werksgesellen trugen sie mit sich; so sorgsam der Rat auch Wache hielt dann und wann kam doch einer der umherziehenden Prediger nac Hannover und verbreitete da die Erkenntnis des reinen Gotteswortes Und wie wollte es der Rat erst hindern, daß die Bürger durch di mannichfaltigen Beziehungen zu andern Städten, auf Geschäftsreise und im Verkehr von dem neuen Geiste, der durch die Welt zog, be rührt wurden. Die meisten Städte, mit denen Hannover im Bund stand, Magdeburg, Braunschweig, Goslar, Eimbeck hatten längst da Evangelium angenommen; hart vor den Thoren lag ein ganz evan gelisches Land, das Fürstentum Lüneburg, selbst im eignen Lande hatt Göttingen durch sein Beispiel gezeigt, daß es nicht unmöglich war, tro Erichs Abneigung gegen die Reformation diese durchzusetzen. Nur di Erbitterung wuchs, je strenger der Rat verfuhr, und der Ausbruc mußte um so heftiger werden, je länger es gelang, die Bewegung niede zu halten.

Es bedurfte nur einer Gelegenheit, daß der aufgehäuft Zündstoff sich entlade, und trotz Erichs persönlichem Eintreten (1532) erfolgte diese Entladung so heftig im Streite zwische Rat und Bürgerschaft, daß Hannover auf dem besten Weg war, „ein Seitenstück zu der Geschichte Münsters zu liefern.“ Nur einzelne Momente können wir herausheben. Auf der einen Seite predigt zu St. Georgen Georg Scharnekau (Scarabäus), zu St. Aegidien Bernhard Lange; ihnen entgegen, vom Rat geschützt, bei den Barfüßern D. Runge, der immer heftiger und ausfallender gegen das Evangelium wurde.

Am Mittwoch in der stillen Woche pflegte der Rektor der Schul seinen Schülern einen Sermon vom heiligen Abendmahl zu halten Er redete diesesmal von der Kommunion unter beider Gestalt. S entspreche es dem Befehl Christi, der Papst habe den Laien die ein Gestalt gestohlen. Einen Dieb, der ein altes Pferd stehle, den häng man; wer den Christen die Seligkeit stehle, den solle man höher hängen als alle Diebe. Am Gründonnerstage donnerte Runge auf der Kanze dagegen. Er wolle Leib und Seele dafür zum Pfand setzen, daß man unter Einer Gestalt so viel empfange als unter beiden. Wer anders lehre, der sei ein Dieb und Verräter; der Schulmeister solle zum Thor hinaus, wie der landläuferische Bube [nämlich ein kürzlich ausgewiesene wandernder Prädikant].

Der Rat wies den Schulmeister aus, der aber blieb; di Bürger forderten, Runge solle mit ihm disputiren, aber Rung verließ alsbald die Stadt. Da nun der Rat dessen Rück berufung forderte, kam es zu einem Wortwechsel, bei dem de Bürgermeister den Vertretern der Bürgerschaft die Rathaus schlüssel vor die Füße warf; mit ihm verließ der ganze Ra das Rathaus — am Sonnabend Misericordias Domini 1533 Die der Erregung folgende Ernüchterung führte zu einem Ver gleich, bei dem der Rat wieder eintrat, Runge aber stillschweigen fallen gelassen wurde, die alten Zeremonien vorläufig in Kraf blieben. Johannistag sollte die Entscheidung bringen; noch wurd inmitten der ungeheuern Aufregung eine letzte Frist von vie Wochen vereinbart. Nach deren Verlauf hub das Volk sogleic an, in den Kirchen deutsche Lieder zu singen; die Ratsmitgliede

gen sich aus der Stadt. Die verbündeten Städte warnten r Aufruhr als dem Worte Gottes zuwider und evangelischen hristen nicht geziemend, mahnten, sich mit dem Rat als der chtmäßigen Obrigkeit abzufinden. Noch zurückhaltender er-iesen sich die evangelischen Fürsten. Während nun Erich anfing hätlich gegen die Stadt vorzugehen, fiel andrerseits ein Pöbel-aufe nachts in die vor der Stadt auf dem Gebiet des Herzogs elegne Nikolauskapelle, zerschlug Bilder, Zieraten, Altäre, riß f dem umliegenden Kirchhof die Kreuze von den Gräbern nd verbrannte sie. Da trat zu rechter Zeit ein Mann ins egiment der Stadt (als Syndikus) ein, **Autor Sander** aus raunschweig, persönlich von Wittenberg her, wo er studirte, it Luther und Melanchthon befreundet. Dem gelang es, den sturm zu beschwören, zu einer zeitgemäßen Stadtverfassung berzuleiten, die Einführung einer neuen Kirchenordnung vor-ubereiten. Zum Bürgermeister wurde **Anton Barkhausen** ewählt, der mit Thränen in den Augen, auch um 500 Gold-ülden, die Wahl ablehnen wollte, die sich doch als eine höchst lückliche erwies.

Barkhausen hat sich in einer langen Amtsverwaltung als iner der trefflichsten Bürgermeister bewiesen, die Hannover je ehabt hat. Er war mit seinem ganzen Leben im Evangelium ef gewurzelt, das war sein „teuerster Schatz und höchstes kleinod," wie Rhegius, der ihm innig befreundet war, ihm be-eugt. Schweres Kreuz hatte er in seinem Leben genug zu ragen gehabt. Um des Wortes Gottes willen nahm er sich er Stadt aufs treueste an und rühmt selbst, daß er darin uch die Hilfe Gottes sichtbarlich erfahren habe. „Wenn der icht geraten hätte, so wäre alle Hilfe und Trost nichts gewesen, vir hätten schier müssen verzagen."

Mit dem Herzog sowohl als mit den zurückkehrenden Mit-liedern des Rats gelang es den Frieden herzustellen. Behufs Ordnung des Kirchenwesens aber wandte man sich an Rhegius, n den man schon früher gedacht, und der infolgedessen 1533 „allen Gliedern Christi zu Hannover" einen Trostbrief ge-chrieben hatte, mit dem Grundgedanken, daß jeder Christ die Leiter des Kreuzes steigen muß. Nur einige Sätze daraus:

. . . Merket, was für ein Schatz unter dem Kreuz verborgen liegt, en die Welt nicht sehen kann, nämlich die Heiligung. Wir werden urchs Kreuz nur zubereitet zur Kindschaft, daß uns diese Welt ver-eidet und das Zukünftige lieb wird und wir sie von Herzen begehren; enn durchs Kreuz dringet uns Gott zu einem bußfertigen Leben, daß vir Gott und uns selbst recht lernen erkennen, daß wir den alten Menschen kreuzigen, daß wir lernen recht beichten, recht beten, Gottes Namen von Herzen anrufen, der Hilfe verhoffen und darnach in der Hilfe die Güte und Treue Gottes schmecken. . . . Im Kampf erkennt man den Kriegsmann, im Kreuz einen Christen.

Nun wählte der Rat Rhegius zum Superintendenten und Visitator der Stadtkirchen; im Spätherbst 1535 kam er zum erstenmal nach Hannover, für wenige Wochen. Der schon früher vorbereitete Entwurf der Kirchenordnung ward von Scarabäus nach Wittenberg gebracht. Am 3. März 1535 schrieb Luther an den Rat: nachdem angezeigt worden, „daß ihr durch Gottes selige Gnade die christliche und evangelische Lehre habt angenommen, wollen wir Gott den Herrn ernstlich bitten, daß er eurer gemeinen Stadt und in aller Welt zu reicher solcher Erkenntnis Christi Segen und Gnade verleihe."

Rhegius weiß, daß es einer guten Kirchenordnung bedarf, „doch ohne Verstrickung des Gewissens allein in christlicher Freiheit." Die seine sieht allerdings einer theologischen Grund-legung nicht ganz unähnlich; römische Mißbräuche sind klar gezeichnet. Gegen Ende des Kapitels „Die Reformation der Stadt Hannover" darf Uhlhorn (in „Urban Rhegius") sagen:

Das kirchliche Leben gedieh; auch in weltlichen Dingen war die vollzogne Reformation der Anfangspunkt einer Blütezeit, der Wohlstand war im Steigen, die Stadt wuchs und dehnte sich aus. Gottes Segen ruhte sichtlich auf der Stadt, die unter vielen Kämpfen Gottes Wort sich errungen und daran auch in den schweren Zeiten des schmalkal-dischen Krieges, als Erich II. vom Glauben seiner Mutter [Herzogin Elisabeth], durch die Ehren und den Glanz des kaiserlichen Hofes ver-lockt, abgefallen, sie bedrängte, treulich festhielt.

Aus der Folgezeit wollen wir nur Zweierlei hervorheben. Das Eine berichten wir nach den Worten des alten Kirchen-geschichtschreibers Schröckh:

Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig und im Jahre 1665 regierender Herzog von Hannover, wurde auf einer Reise in Italien durch seinen mitgenommnen Prediger Hinrich Julius Blume, Professor der Theologie zu Helmstedt, den die Jesuiten mit reichen Anerbietungen gewonnen hatten, im Jahre 1651 bewogen, so wie er zur römischen Kirche überzugehen. Seine neuen Glaubensgenossen zogen daraus wenigstens den Vorteil, daß der Papst für sie im Hannoverschen einen besondern apostolischen Vikarius bestellte.

Es war das derselbe Johann Friedrich, der aufgehend in Bewunderung Ludwigs XIV. auch seine Hannoveraner in den Dienst Frankreichs stellte. Ein ganz andrer Mann war sein Bruder **Ernst August**, von 1679 bis 1698, der erste Kurfürst von Hannover, ganz auf Seite von Kaiser und Reich, weitern Blickes, der Leibniz nach Hannover rief und ihm eine bedeu-tende Stellung gab; Abt zu Loccum war in jenen Zeiten Gerhard Walther Molanus, Calixts Schüler, der merkwürdige Cölibatär, der doch das von Johann Friedrich, um den Preis des Katholischwerdens, ihm mit 100000 Thalern angebotene Bis-tum ausschlug und fast neunzig Jahre alt starb. Nach Aufhebung des Edikts von Nantes gewährte Ernst August französischen Flüchtlingen unter allen möglichen Erleichterungen alsbald den Zutritt in sein Land. Hier also auf lutherischem Gebiete ein Vorgang echter Gustav-Adolfs-Arbeit. Heute giebt es allerdings in Hannover auch ein Luthertum, das sich in der Kreuzzeitung darüber freut, daß die Sammlungen für ein Lutherdenkmal in Hannover nicht rechten Fortgang genommen haben. Als ob ein Lutherdenkmal nicht jeder evangelischen Stadt zur Ehre gereichte!

3

Im Jahre 1861 fiel die große Liebesgabe an die Ge-meinde **Gruppe** in der Provinz **Preußen**. Gruppe findet sich nicht mehr im Unterstützungsplan. Diesmal konkurriren **Lutsch-min-Schanzendorf** in **Posen**, **Neustadt** in **Baden** und **Saarburg** in **Lothringen**. Die evangelische Gemeinde Lutsch-min-Schanzendorf — 780 Seelen in 18 Ortschaften — bedarf zweier Bethäuser und eines Pfarrhauses; die Schul-stuben (in drei Ortschaften) sind völlig ungeeignet, aber erst 7000 Mark beisammen. Dieser Armut steht die römische Kirche mit drei schönen wohlbegabten Kirchen gegenüber. — **Neustadt** ist erst vom 1. Januar d. J. Pastorationsstelle; es handelt sich um 269 Seelen mit 28 gemischten Ehen, wovon 12 mit evange-lischer Kindererziehung, und mit 37 schulpflichtigen Kindern. Mit der Anstellung eines Geistlichen in Neustadt kommt, wie der Zentralvorstand sagt, die Pastoration des obern Schwarz-waldes zu einem gewissen Abschluß, und darin liegt die über Neustadt hinausreichende Bedeutung dieses Schrittes. Dringend ist die Erwerbung eines Pfarrhauses. Der Gemeinde erwachsen nicht unerhebliche Mehrkosten. — Ueber **Saarburg** berichten die Auszüge des Zentralvorstands, wie die Gemeinde einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen: aus den 90 Evange-lischen, die vormals dort ansässig waren, sind 1400 geworden; dazu kommt eine Diaspora von 600 Seelen in 54 Gemeinden. Das Kirchlein mit höchstens 150 Sitzplätzen, im Jahre 1863 erbaut, genügt begreiflicherweise längst nicht mehr. Aber zu dem nötigen Kirchbau, der mindestens 750 Sitzplätze bieten muß, fehlen mindestens noch 25000 Mk.

Erfreulicherweise können wir sagen, daß wir jeder der drei Gemeinden die Liebesgabe gleich sehr gönnen; nachdem wir in Darmstadt den Pastor von Saarburg, Gerbert, in gewaltigen Worten seine Sache haben führen hören, würden wir am wenigsten Sorge tragen, daß er nicht zum Ziele käme, selbst wenn es ihm in Hannover nicht geraten sollte.

4

Wie im verwichnen Jahre, so auch im laufenden, hat eine Anzahl von Haupt- und Zweigvereinen ihr fünfzigjähriges Jubelfest feiern können, ohne daß wir aber in der Lage wären, erschöpfend oder auch nur gleichmäßig darüber zu berichten. Unter den Feiernden war **Gotha**. Nach dem Bericht des wackern Boten des Gustav-Adolf-Vereins für Thüringen hat das Fest, bei dem Oberkonsistorialrat D. Dreyer über Ephes. 2, 19 bis 22 gepredigt hat, erfreulichen Verlauf genommen. Die Gesamtein-nahmen des Vereins in dem vollendeten Halbjahrhundert werden

auf über 200 000 Mark berechnet. Der Berichterstatter, Pfarrer Köllein zu Goßel bei Plaue i. Th., meldet am Schluß, daß er über das Festessen nichts berichten könne, weil er aus bekannten prinzipiellen Gründen diese Veranstaltungen meide, wo es nur immer gehe. Doch will er bei dem besondern Jubiläumsanlaß dem „Diner“ sein Recht nicht bestreiten. Man kann doch auch umgekehrt urteilen und die Sache für zwar in concreto öfter besserungsbedürftig, aber im Prinzip unantastbar berechtigt halten. Dazu bekennen wir uns. Das gehört mit zur brüderlichen Gemeinschaft eines solchen Festes, daß man auch wenigstens einmal zusammen ißt und trinkt. Schwelgerisch oder üppig haben wir dies Mahl noch niemals gefunden. Auch hübscher knapper, geistvoller, etwa auch von Humor gewürzter Toaste möchten wir nicht entbehren. Nur möge niemand Tisch-„Reden“ halten von einer Länge, daß alles Essen darüber kalt und Wirt und Aufwartende von Verzweiflung ergriffen werden.*) Dem Gothaer Fest ist alsbald das des Gustav-Adolf-Vereins im Großherzogtum Sachsen gefolgt, das in Apolda abgehalten worden ist. Selbst beigewohnt hat der Berichterstatter dem fünfzigjährigen Jubiläum des Mecklenburg-Strelitzer Missions- und des Gustav-Adolf-Vereins in Neustrelitz, am 4. Juli d. J. Beide Vereine pflegen ihr Jahresfest gemeinschaftlich zu begehen, und dies zwar so, daß ein Jahr die Mission, das andre Jahr der Gustav-Adolf-Verein bei den Reden, Vorträgen und Berichten zuerst an die Reihe kommt. Nach diesem Gesetz hatte für das laufende Jahr die Mission die Vorhand, und dagegen wäre nichts einzuwenden gewesen, wenn nicht der Missionsberichterstatter, Herr Missionsdirektor von Schwartz aus Leipzig, dies dahin verstanden hätte, daß er so lange erzählen müsse, bis für die Gustav-Adolf-Berichterstatter fast keine Zeit mehr übrig blieb. Nur die Zurufe aus der Versammlung konnten den letzten Redner ermutigen, bei hereinbrechendem Dunkel und zunehmender Abendkühle überhaupt noch das Wort zu nehmen. Umsomehr muß es gerühmt werden, daß Propst Ohl aus Ratzeburg in seiner Festpredigt beiden großen Vereinszielen in ausgezeichneter Weise gerecht geworden war. Löblich war auch der Schriftenverkauf für beide Vereine. Und es wäre wohl dankend anzuerkennen, wenn in Mecklenburg-Schwerin dem Gustav-Adolf-Verein die Thüren nur einmal erst so weit aufgethan wären, wie in Mecklenburg-Strelitz. Denn im letztgenannten Großherzogtum hat das vorige Jahr (1893/94) doch 1978 Mark Einnahme gehabt, und prüft man, wie diese Summe ihre Verwendung gefunden, nämlich abgesehen von 620 Mark für den Zentralvorstand und 100 Mark für die allgemeine Liebesgabe, fünfzehn Gaben von 50 bis 100 Mark an besonders arme Gemeinden oder protestantische Institute, so tritt deren Bedeutsamkeit hell genug ins Licht; womit freilich nicht gesagt sein soll, daß Teilnahme und Opferwilligkeit nicht auch in Mecklenburg-Strelitz noch erheblich zunehmen können, wie denn auch gerade in Neustrelitz ein Gustav-Adolf-Frauenverein erwünscht wäre. Uebrigens aß man in Neustrelitz festlich zusammen, aber ohne Toast, ohne Tischrede. Dergleichen hätte sich zwischen Eingangstisch- und Schlußdankgebet doch ganz gut gemacht.

Die Jahresversammlungen des Rheinischen, des Westfälischen, des Schleswig-Holsteinischen Vereins scheinen, nach den Zeitungsberichten, ebenfalls wohlthuend und segensreich verlaufen zu sein. Dasselbe gilt von dem Sächsischen Provinzialfeste. Die Abendversammlung in Halberstadt war von mindestens zweitausend Menschen besucht; beim Gottesdienst, wo Professor Haupt aus Halle predigte, war der schöne Dom gedrängt voll, und auch den Verhandlungen wohnte ein sehr großer Kreis von Zuhörern und besonders Zuhörerinnen bei, in reichster Fülle boten hier Vereine, Genossenschaften, Schulen Gaben dar — man konnte in der That sagen: der Segen will nicht enden! —, und allemal wußte Professor Beyschlag das Dargebotne mit inhaltreichem und liebenswürdigem Worte entgegenzunehmen.

Sowohl der Sächsische (Hallische) wie der Schleswig-Holsteinische Verein haben in letzter Zeit schmerzliche Verluste dur[ch] den Hingang hervorragender Mitglieder erlitten; hier war Propst Dohrn in Altona, dort Professor D. Nasemann [in] Halle, der erst in Darmstadt wieder in den Zentralvorstand g[e]wählt war, die zu höhern Diensten abgerufen wurden. Au[ch] des trefflichen Oberbürgermeisters Bötticher, Vizepräsident des Herrenhauses, der viele Jahre hindurch und noch bei de[m] fünfzigjährigen Jubelfeste des Hauptvereins an der Spitze d[es] Magdeburger Zweigvereins gestanden, sei hier wehmütig u[nd] dankbar gedacht.

*) Es ist doch hier ein sehr ernster Punkt berührt. Ich gestehe, daß ich auf Grund meiner Beobachtungen diesen christlichen Festessen äußerst kritisch gegenüberstehe. D H

5

Blicken wir über das große Bild der Diaspora h[in,] so wird man am wenigsten sagen können, daß es Zeit sei, der Gustav-Adolf-Arbeit nachzulassen. Im Gegenteil ist bei d[er] wachsenden Vermischung der Konfessionen, deren Wettbewe[rb] selbst an Orten, die bisher dafür gar nicht in Betracht komm[en] zu können schienen, immer häufiger wird, während andrersei[ts] auch durch industriellen und kommerziellen Verkehr gerade neue Städte entstehen, die von sich aus mittellos sind für d[ie] Gestaltung eines kirchlichen Gemeindelebens, eine Steigerung d[es] Bedürfnisses nicht zu verkennen. Dabei aber verharren Pfleg[] befohlne Jahre und Jahrzehnte in den Unterstützungsgesuch[en] des Zentralvorstands wie in der Fürsorge der Vereine.

Wollten wir hier auch nur die bedürftigsten Gemeind[en] jedes einzelnen Landes aufzählen, wir fänden des kein En[de.] Nennen wir nur in Galizien Jaroslau mit seiner verzweigt[en] Diaspora und seinen armen Filialen und seiner Schuld von w[e]… über 12000 Gulden. Oder Salmopol mit seinen arm[en] Bewohnern in den elenden rauchfanglosen Hütten. Oder [die] Gemeinde Unterwalden, des Pfarrhauses entbehrend, du[rch] die letzten Mißjahre gänzlich verarmt, und Dornfeld u[nd] Hartfeld, Steinau und Felsendorf, deren Namen scho[n,] wie man bemerkt hat, auf Dornige und Steinige deuten. Da[] Groß-Opolan in Böhmen mit über 5000 Gulden Schulde[n.] von Neuberg, ebenfalls in Böhmen, sagt der Zentralvorsta[nd] in seinen Auszügen: die Kirche ist baufällig, ein Pfarrhaus ni[cht] vorhanden, die Gemeinde, die sich trotz der Gegenreformati[on] erhalten, in Gefahr zu zerbröckeln wegen Mangels an geistlich[er] Versorgung: sie bedarf dringend eines eignen Pfarrsystems. D[er] Gemeinde Vöcklabruck in Oberösterreich, vor fünfundzwan[zig] Jahren selbständig geworden, ist von Kirch- und Pfarrhausb[au] eine Schuld von über 9000 Gulden verblieben. Zu Blutr[oth] in Siebenbürgen droht die geborstne Kirche den Einstur[z.] Unglücksfälle aller Art haben von jeher die Gemeinde heimg[e]sucht, deren Glieder bis zum Jahre 1840 unter dem Druck d[er] Hörigkeit geseufzt haben, denn vier Tage in der Woche mußt[en] die Familienväter bei eigner Beköstigung für den Grundher[rn] unentgeltlich arbeiten. Auch aus der Gemeinde Hadad kom[mt] ein Klageschrei: sie ist die einzige deutsch-evangelische auf zwan[zig] Quadratmeilen; im Jahre 1750 mit 30 Familien begründ[et,] arm an Geld und Gut, aber reich an Nachkommenschaft (1[…] Schulkinder), zählt sie jetzt 564 Seelen am Ort und 365 [in] der Zerstreuung. Auch diese armen Landbauern haben bis 185[…] unter der Leibeigenschaft magyarischer Grundbesitzer gestande[n,] auch hier ist Not auf Not gefolgt, sodaß die Gemeinde tr[otz] und bei aller Opferwilligkeit an den Grenzen ihrer Leistung[s]fähigkeit angekommen ist. Für den notwendigen Kirch- und Schu[l]bau sind 5000 Gulden vorhanden, aber der Kostenanschlag e[r]fordert um 40 000 Gulden mehr. Freudenthal in Oeste[r]reichisch-Schlesien hat durch Herrn Benjamin Schneider, d[er] sich vom Handarbeiter aufgeschwungen, Kirche und Schule zu[m] Geschenk erhalten. Aber der Wohlthäter, im Greisenalter stehen[d,] kann nichts mehr thun, und wer wird nun der Gemeinde ihr[en] Predigerposten sicher stellen? — Nur von Gemeinden Oeste[r]reich-Ungarns war bisher die Rede. Allerdings haben wir heu[te] gerade dorthin weisen wollen, denn 1861 zu Hannover war[‘s,] daß zum erstenmale die österreichischen Brüder mit tagen konnte[n,] wie siebzehn Jahre zuvor in Göttingen zum erstenmale d[ie] preußischen.

Aber auch ins deutsche Reich müssen wir doch wenigste[ns] einen Blick werfen. Am Rhein liegt das schöne Godeshei[m] mit 150 000 Mark Schulden. Für den Kirchbau in Deutsch[…]

vricourt wird Unterstützung dringend erbeten; nicht minder r den Kirchbau in Dieuze; aus der Reihe von Gemeinden lsaß-Lothringens werden noch Forbach, Groß-Moyeuvre, ayingen-Algringen, Hochfelden, Molsheim, Ober-nheim, St. Avold, Schirmeck besonders der Hilfe der rüder empfohlen. Wie Diasporanöte entstehen, sich steigern, nmer gebieterischer Abhilfe heischen, dafür bietet das Monats-latt des Gustav-Adolf-Vereins für die Provinz Sachsen ein ares Bild an dem Beispiel der Gemeinde in Opalenitza, nem kleinen Städtchen an der Märkisch-Posener Bahn. Nun ehört allerdings Opalenitza noch keineswegs zu den ärmsten. ber da ist Brodden, dem noch Pfarrhaus, Orgel, Glocken ehlen; Gogolin mit 827 Seelen in 13 Ortschaften und 8500 Mark Schulden; Grabow mit 22 Ortschaften und 200 Prozent er Staatssteuern für Schule und Kirche bei 7900 Mark Kirch-auschulden; Staykowo mit 998 Seelen in 28 Ortschaften hat 300 Mark Schulden, aber weder Orgel noch Glocken; Linden-vald, Rynarzewo stehen vor der Notwendigkeit des Kirch-aues, sind aber noch weit davon entfernt, die Mittel zu be-itzen. Und nun kommen erst noch die Bedürfnisse der Diaspora n Belgien, Frankreich, Italien, Spanien, im Orient und jenseits es Weltmeeres!

6

Die Gustav-Adolf-Boten thun das ihre, um Teilnahme ür die notleidenden Glaubensgenossen zu erwecken. So hat ürzlich der Sächsische Gustav-Adolf-Bote des Pfarrers Blanck-meister in Dresden lehrreiche Mitteilungen über Reichthal in Schlesien und seine Geschichte gebracht; ebenso das Rheinisch-Westfälische Gustav-Adolf-Blatt des Pfarrers Terlinden in Duis-urg einen höchst fesselnden Aufsatz: Aus der Geschichte der evan-gelischen Gemeinden der Grafschaft Glatz, verfaßt von Pastor Klein in Lichtenrade, früher in Reinerz.

Neben den Boten, oder wie die Monatsblätter sonst heißen, volle man sein Augenmerk auch stets wieder auf die Heftchen es Hugo Kleinschen Verlags in Barmen: Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins richten. Wo immer ie bei Festen wirklich angeboten werden, finden sie auch reich-ich Absatz. Es wäre sehr wünschenswert, wenn die „Freunde" ich noch mehr einer systematischen Verbreitung dieser Schriften nnähmen, gewissermaßen Agenturen errichteten, wie dies mit chönem Erfolge seitens des Superintendenten Oßwald zu Beyernaumburg in der Provinz Sachsen, in Baden seitens es Hauptvereinsvorstands selbst geschehen ist.

Gern nehmen wir auch Gelegenheit, auf ein Gedenkblatt ur Feier des Gustav-Adolf-Festes (Franz Sturm u. Co., Expe-ition des Sächsischen Gustav-Adolf-Boten), eine Festnummer des Boten, aufmerksam zu machen, das sich ebenfalls zur Verteilung vie zum Verkauf bei Festen eignet. Hübsch ausgestattet, mit üchtigem Inhalt, kosten 100 Stück frei ins Haus 2 Mark.

Seit langem liegt es uns an, endlich auch die Gustav-Adolf-Stunden zur Sprache zu bringen. Die treffliche Samm-ung von Vorträgen über das Gustav-Adolf-Werk, ein Handbuch ür seine Freunde, herausgegeben von Franz Blanckmeister, Pastor zu Dresden, Herausgeber des Sächsischen Gustav-Adolf-Boten, ist bei Friedrich Richter in Leipzig erschienen, VIII und 357 S. stark, zum Preise von 3,50 Mk., geb. 4,50 Mk. Ist das Buch auch nicht ein so schlechthin und völlig neues, vie Vorwort und Prospekt besagen, so bekennen wir doch gern, daß es unsre Erwartungen erheblich übertroffen hat und in der That nicht am wenigsten durch seine Mannichfaltigkeit eine sehr wertvolle und nutzbare Sammlung darstellt. Es bringt einen Auf-atz über Gustav Adolf von dessen Biographen Lamparter, über den Schwedenstein bei Lützen von dem dortigen Superinten-denten Begrich, der allerdings auch von den Reden des Jahres 1882 etwas hätte mitteilen sollen; ferner Allgemeines über den Gustav-Adolf-Verein, wobei die Terlindensche Ansprache „Ich suche meine Brüder" Spezielles über die rheinische Diaspora bringt, sodann „Erinnerungen aus der Kirchengeschichte" und endlich „Bilder aus der Diaspora." Von bekannten Freunden und Förderern des Gustav-Adolf-Vereins finden sich weiter neben dem Herausgeber durch Beiträge vertreten: Fricke (Leipzig), Schuster, Burger, v. Seydewitz, Hoffmann (Chemnitz), R. Weit-brecht, Tischer (Sorau), Kaiser, Dibelius, Trümpert, Oßwald, Scheuffler, Oberkonsistorialrat Koch, Reichard (Posen), Hermens und Trümpelmann (Magdeburg), Zäringer (Weinheim), von Zimmermann, Großmann (Grimma) und Witte (Pforta), ferner sind Mitarbeiter: Lieschke, Püschmann, Heise, Schmidt (Dresden) und Schmidt (Gablonz), Kobbelt, v. Langsdorff, Hartmann, Josephson, Rathmann (Schönebeck), Rocholl (Hannover) und Trepte. Die Fülle des Stoffes ist sehr groß; es war daher nur verdient, wenn sich schon innerhalb vier Wochen eine zweite, unveränderte Auflage als notwendig erwies. Gleichwohl wird ein zweiter Band in Aussicht gestellt. Da ist es vielleicht am geratensten, wir sagen gleich hier, was wir für diesen andern Band geeignet halten möchten. Einmal dürften von Gustav-Adolf-Arbeitern nicht dauernd in einer solchen Sammlung fehlen: Jacobi (Weimar), Rogge (Potsdam), Braun (Stuttgart), Beyschlag (Halle), Schlecht (Königsberg), Fliedner (Madrid); Peterson (Seraing) sollte über Belgien berichten; nicht vermissen darf man die Donaufürstentümer, den Orient, von dem Zschimmer (Naumburg) oder Baarts (Weißensee) schreiben möchten; Frauen- und Studentenvereine der Gustav-Adolf-Stiftung verdienen sonderliche Behandlung; auch Gustav-Adolf-Litteratur und deren Verbreitung giebt ein lehrreiches Kapitel ab; der württem-bergische Gustav-Adolf-Kelch ist in Aufnahme gekommen, auch ihm werde eine Skizze gewidmet.

7

Nach einem für unser raschlebiges Geschlecht geraumen Zeitraum kehrt der Gesamt-Gustav-Adolf-Verein nach Hannover zurück. Es ist uns ein großes Anliegen, wie es bereits oben zum Ausdruck gekommen, daß auch dort die Herzen gewonnen, ge-weckt, gestärkt würden zur lebendigen, thatkräftigen Anteil-nahme an der geistlichen Not Tausender von Glaubensgenossen. Wie viel leistet Württemberg! wie viel Sachsen! und doch, sollte nicht Hannover dasselbe leisten wie jene beiden? Und wenn nicht gleichviel, so doch ganz anders ebenbürtig neben sie treten! Oder aber sollte nicht das nachbarliche Westfalen, das ja auch niedersächsisch ist, durch sein Vorbild reizen? Wahrlich, die Gefahr für die evangelische Diaspora ist so groß, daß nicht kleinliche, ja selbst nicht die erheblichsten Differenzen Ursache werden dürfen, sich dem Retterwerk zu entziehen. Hier zurück-halten, heißt nicht weniger, als in die alten Fehler verfallen, die in der Zeit der Gegenreformation die evangelische Kirche an den Rand des Verderbens gebracht haben und über diesen Rand getrieben hätten, wenn nicht nach Gottes Rat in letzter Stunde Gustav Adolf erschienen wäre.

Bedarf es eines Mehreren? Wohlan, so erinnern wir mit der Predigt Abt Ehrenfeuchters daran, wie einst die Stadt Hannover — es war am 12. Junius des Jahres 1732 — die flüchtigen Salzburger aufgenommen hat: „vier Tage hindurch freute sich die Stadt, diesen Opfern arger Gewalt und List die Opfer ihrer Liebe, ihrer Glaubensgemeinschaft, ihrer dankbaren Freude darzubringen. Und wie solches hier in Hannover ge-schah, so geschah es auch in Celle, in Göttingen, in Hildes-heim, in Lüneburg."

Oder wir erinnern, wie Prälat Zimmermann im Hin-blick auf diese Vorgänge und zugleich mit Hinweis auf den oben berührten, soeben sich vollziehenden Zutritt der öster-reichischen Abgeordneten ausrief:

> Und Hannover soll gleichsam zum Dank dafür, daß auch diese Stadt einst den aus Oesterreich verjagten Protestanten die gastlichen Thore öffnete, die Freude erleben, daß in seinen Mauern dieses Oesterreich zu sühnen anhebt, was es gethan. Geliebte, das sind schöne Verheißungen für die Dulder der evangelischen Kirche der Zukunft. O daß er komme, der Tag, ob auch wir ihn nicht mehr sehen können hienieden, da keine Gemeinde mehr sitzet weinend wie die Juden an den Wassern Babels, wenn sie an Zion gedachten, da kein Häuflein sich mehr vereinzelt und abgerissen fühlt von dem Leibe der Kirche, keins mehr durch Schmach und Trübsal ein Schauspiel wäre, und vielmehr die ganze evangelische Kirche einstimmen könnte in ein fröhliches Halleluja, wenn sie der Be-währten, der aus der Not Herausgerissenen gedenkt.

Oder endlich, wir erinnern, wie der Leipziger D. Brückner dort in Hannover ausführte, daß, wer in die große Diasporanot hineinsehe, der frage nicht soviel darnach, „ob Lutheraner, ob Reformirte es sind." „Wo ein Glied leidet, leiden alle Glieder

mit. Die beiden evangelischen Kirchen sind wie zwei Augen; wird das eine verletzt, so thränt das andre.“ Der Gustav-Adolf-Verein aber solle unsrer Kirche sein und sei: der werbende Freund des Herrn. Das „sein Beruf, seine Seele, seine Freude — es liegt alles darin beschlossen.“ Hermens

---

Hannover

Nicht zum erstenmale versammelt sich der Gustav-Adolf-Verein in der Hauptstadt des niedersächsischen Landes. Schon im Jahre 1861 hatte Hannover ihm gastlich seine Thore geöffnet, und der Verlauf der damaligen achtzehnten Hauptversammlung war ein überaus befriedigender. In den vierunddreißig Jahren, die seitdem verflossen sind, sind tiefgehende wirtschaftliche, politische und kirchliche Umwälzungen eingetreten, und sie sind ganz besonders an Hannover nicht spurlos vorübergegangen.

Die Einwohnerzahl der Stadt, die im Anfang der sechziger Jahre etwa 70000 betrug, ist heute fast verdreifacht; nach Anschluß nahe gelegner Vororte zählte Hannover bei der letzten Volkszählung mehr als 200000 Einwohner. Die äußere Physiognomie der Stadt ist in entsprechender Weise verändert, viele neue Straßenzüge sind angelegt, ganz neue Stadtteile sind aus dem Erdboden gewachsen, wundervolle Villenquartiere neben ärmlichen kasernenmäßig dreinschauenden Arbeitervierteln. Zahlreiche Fabriken, besonders an der Peripherie der Stadt und in dem nahen Linden gelegen, verkünden es durch ihre hochragenden Schlote und aufsteigenden Rauchwolken, daß auch hier die moderne Industrie ihren Thron aufgeschlagen hat. Kein Wunder, daß seit mehreren Jahren Hannover regelmäßig einen mit mehr als 15000 Stimmen gewählten Sozialdemokraten als seinen Vertreter in den Reichstag sendet. Trotzdem verdient Hannover keineswegs den Namen einer ausschließlichen Industriestadt, man könnte sie auch eine Beamten- oder Garnisonstadt nennen. Dazu verfügt kaum eine Großstadt über solche natürlichen Reize, wie Hannover sie besitzt: auf der einen Seite der viele hundert Morgen große Wald der Eilenriede, auf den andern Seiten die grünen Marschwiesen und die herrlichen Parkanlagen des Georgengartens.

Die Stadt trägt im ganzen noch heute wie vor Jahrzehnten das Gepräge der vornehmen Residenzstadt. Die Wunden, die das Jahr 1866 dem hannoverschen Volke schlagen mußte durch den Verlust der Selbständigkeit und durch die Lösung des Bandes, das viele Jahrhunderte hindurch Land und Volk mit dem edeln welfischen Fürstenhause verbunden, sind noch nicht ganz vernarbt. Erinnerungen an die politische Vergangenheit treten uns auf Schritt und Tritt entgegen. Wer von dem schönen, allen Anforderungen des modernen Lebens entsprechenden Bahnhof aus die Stadt betritt, den grüßt sogleich von rotem Granitsockel herab das Reiterstandbild des vorletzten Welfenkönigs Ernst August mit seinen scharfgeschnittenen charaktervollen Gesichtszügen. Im Mittelpunkte der Stadt ragt an dem Leinefluß das alte Palais des welfischen Fürstenhauses empor. Vor den Thoren, da, wo die prachtvolle vierfache Lindenallee nach Herrenhausen und seinen Gärten hinausführt, liegt das vom König Georg V. in weißem Sandstein erbaute Welfenschloß, jetzt zur technischen Hochschule umgewandelt. Das stolze Sachsenroß in Bronzeguß, das seinen Vorhof schmückt, ist das alte Sinnbild des freien niedersächsischen Volksstammes, wie auf den Dörfern des flachen Landes die gekreuzten Pferdeköpfe an der Giebelfirst der Bauernhäuser seit mehr als tausend Jahren das Wahrzeichen des alten Sachsenlandes sind.

Hannover hat immer eine gute deutsche Gesinnung gehabt, aber es gilt in dem übrigen Deutschland als die Hochburg des politischen und kirchlichen Partikularismus. Daran ist richtig, daß der Niedersachse mehr als andre deutsche Stammesgenossen Gewicht auf sein Sonderleben und auf seine „berechtigten,“ vielleicht auch unberechtigten „Eigentümlichkeiten“ legt. Niedersachsen ist das Land der konservativen Zähigkeit, des historischen Sinnes, des strengen Festhaltens an der Väter Rechten und Sitten, aber es ist auch das Land der nüchternen Besonnenheit und des praktischen Handelns. Heinrich von Treitschke, dem man gewiß nicht Voreingenommenheit für Hannover zuschreibe[n] kann, stellt dem niedersächsischen Volksstamm hinsichtlich sein[er] Bedeutung für ganz Deutschland ein wahrhaft glänzend[es] Zeugnis aus. Er sagt im dritten Bande seiner Deutsch[en] Geschichte:

> Alles, was ein Volk für die Kämpfe des Staatslebens ausrüst[et,] strenges Rechtsgefühl und ausdauernde Willenskraft, Tapferkeit u[nd] Freimut, gesunder Menschenverstand und ein sicherer Blick für das Wir[k]liche war den Niedersachsen in die Wiege gebunden. Kein andr[es] deutsches Land von gleichem Umfange konnte unter seinen Beamten [so] viele gewiegte Juristen und kluge Geschäftsmänner aufweisen, wie al[le] diese welfischen Kanzler und Geheimen Räte.

Treitschke bemerkt noch, daß während Schwaben und Obe[r]sachsen durch eine Fülle schriftstellerischer Größen glänzten, i[n] Niedersachsen die nüchterne Prosa in der Luft lag, daß die al[ten] welfischen Lande den Deutschen niemals einen namhaften Dichte[r,] außer Hölty, geschenkt haben. Die letzte Bemerkung ist freili[ch] nicht ganz zutreffend, namentlich hätte der Sänger von „Psalte[r] und Harfe,“ Philipp Spitta, im Jahre 1801 in Hannover ge[]boren — an seinem Wohnhause in der Burgstraße ist i[m] vorigen Jahre eine Gedenktafel angebracht —, nicht übersehe[n] werden sollen. Aber es ist doch charakteristisch, daß der Hanno[]veraner Hölty nicht nur der „Dichter des Frühlings“ ist, son[]dern auch der Dichter des strengen Pflichtbewußtseins und de[r] Berufstreue in dem Liede „Ueb immer Treu und Redlichkei[t] bis an dein kühles Grab,“ und es ist ebenso charakteristisch, daß das bekannteste Gedicht des Hannoveraners Spitta den Tite[l] trägt: „Der Engel der Geduld.“ Ausharrende Treue, strenge[s] Pflichtbewußtsein und stille Geduld, das sind Eigenschaften de[s] Niedersachsen, die auch für sein Christentum von Bedeutung sind.

Werfen wir nun einen Blick auf das kirchliche Lebe[n] Hannovers in der Vergangenheit und in der Gegenwart. Di[e] Reformationsgeschichte erzählt uns von Herzog Ernst dem Be[]kenner, der die Augsburgische Konfession mit unterschrieb, vo[n] Herzog Erich von Calenberg, dem, wenn er auch selbst den alten Glauben treu blieb, doch auf dem Wormser Tage Luthers Unerschrockenheit und freier Mannesmut so wohl gefiel, daß e[r] dem Reformator nach der heißen Sitzung in seine Herberg[e] eine Kanne seines trefflichen Eimbecker Bieres zur Labung sandte und von der Herzogin Elisabeth, die als edle Märtyrerin fü[r] die Sache des Evangeliums ihren Lebensabend in der Stad[t] Hannover beschloß. In der Stadt vollzog sich die Einführung der Reformation in stürmischer Weise. Die Bürgerschaft setzte nur unter heftigen Kämpfen auf dem altehrwürdigen Rathaus und Marktplatz, wo sich demnächst die Freunde des Gustav-Adolfvereins zum Festzuge versammeln werden, die freie Predigt des Evangeliums durch gegen den Willen des Landesherrn und des Rates, der im Jahre 1533 die Stadt verließ. Dann verfaßte im Jahre 1536 Urbanus Rhegius die Kirchenordnung der Stadt Hannover, die noch heute in dem Gebiete der Altstadt zu Recht besteht. Seitdem ist Hannover eine gut evangelische Stadt, die vor einem Jahrzehnt unter Beteiligung aller Volksschichten den vierhundertjährigen Geburtstag Luthers begeistert feierte. Und wie die welfischen Fürsten, abgesehen von Johann Friedrich, der zum Katholizismus übertrat, sich eifrig zum Luthertum bekannten, so ist Hannover das Land der strengen lutherischen Rechtgläubigkeit geworden. In der Stadt Hannover stand in unserm Jahrhundert auf der Kanzel der Kreuzkirche mehr als vierzig Jahre hindurch Ludwig Adolf Petri, der angesehene Führer der „konfessionellen Lutheraner.“ Liegt die Gefahr eines einseitigen Doktrinarismus und einer gewissen Geringschätzung des christlichen Lebens dieser Richtung nicht fern, so muß doch hervorgehoben werden, daß man in Hannover es nicht vergessen hat, daß der Glaube sich in der Liebe thätig beweisen muß.

Ein reich gesegnetes christliches Leben ist hier erblüht. Die Gotteshäuser sind sonntäglich von großen Scharen andächtiger Christen gefüllt. Mit der wachsenden Zahl der Bevölkerung hat die Vermehrung der Kirchen — es ist das insbesondre der Initiative des Abts Uhlhorn zu danken — gleichen Schritt gehalten. Die innere Stadt Hannover, deren vier hoch aufragende eigenartige Kirchtürme seit vielen Jahrhunderten ein Wahrzeichen der Stadt bildeten, ist seit der Mitte der sechziger Jahre von

einem Kranze von neun neuen Kirchen umgeben, darunter die von Hase im norddeutschen gotischen Backsteinstile erbaute Christuskirche — eine Stiftung des frommen Sinnes des Königs Georg V. — und die in weißem Deistersandstein in den Formen der Frühgothik von Hillebrand erbaute schmucke Gartenkirche. Dazu werden in den nächsten Jahren bei einer abermaligen Teilung der größten Gemeinden die Luther- und Lukaskirche kommen, denen sich die bereits im Bau befindliche in ernstem romantischen Stile mit Doppeltürmen aufgeführte neue evangelische Garnisonkirche anschließt.

Zugleich hat die Innere Mission von Jahr zu Jahr in Hannover größere Fortschritte gemacht. Der Hannoveraner ist von zurückhaltendem Wesen und mißtrauisch gegen alles Neue und Ungewohnte. So standen längere Zeit die Führer der hannoverschen Orthodoxie, die Petri, Münchmeyer u. a. geradezu feindselig der Innern Mission, die von Wichern ins Leben gerufen war, gegenüber. Petri erklärte 1849 in seinem Zeitblatt:

> Diese Innere Mission, unter dem Scheine der Freundschaft für die Kirche, ist doch der Ruin derselben. Sie ist ein Schlinggewächs, das Stamm und Aeste des Kirchenbaumes zu überziehen und ihm alle Lebenskraft auszusaugen droht. Die Innere Mission hat keine evangelische Wurzel; sie wird taube Blüten, hie und da eine notreife wurmstichige Frucht tragen. Sie ist unter den Phantastereien der Zeit eine der schlimmsten.

Die Zeiten und die Ansichten sind andre geworden. Hatten schon die Werke der Philanthropie, wie sie die Vertreter des oft mit Unrecht geschmähten Rationalismus, der „Blindenvater" Schläger und der überaus rührige Senior Bödeker, dessen Denkmal in Lebensgröße vor der Marktkirche steht, in Hannover unternahmen, die thatkräftige Unterstützung der Bürgerschaft gefunden, so haben auch die Arbeiten der Innern Mission der Neuzeit in weiten Volkskreisen und besonders auch in den streng konfessionellen mehr und mehr Teilnahme gefunden. Das Pflegehaus des Friederikenstiftes, das Diakonissenhaus des Henriettenstiftes mit seinen Tochteranstalten, die Brüderanstalt des Stephansstiftes mit Siechenhaus und Knabenrettungshaus und viele andre Wohlthätigkeitsvereine und Stiftungen legen davon beredtes Zeugnis ab. Charakteristisch ist aber für Hannover die enge Verbindung der organisirten Landeskirche und der Innern Mission. Fast überall hat das Pfarramt die engste Beziehung zu den Arbeiten der rettenden und bewahrenden Liebe; die in Berlin und andern Großstädten unabhängig von dem Pfarramte arbeitende Stadtmission hat in Hannover niemals Eingang finden können.

Vor einigen Jahren ist auch hier die für eine Großstadt fast unentbehrliche Gemeindeorganisation in Angriff genommen worden, indem Senior Dr. Hilmer mit dem Kirchenvorstande der Aegidienkirche einen fast alle evangelisch-lutherischen Haushaltungsvorstände der Aegidiengemeinde — etwa 1300 — umfassenden, in Segen arbeitenden „Hausväterverband" ins Leben rief. Leider hat dieser Vorgang in Hannover bisher keine Nachfolge gefunden, obwohl heute alles darauf hinweist, daß der Schwerpunkt des kirchlichen Lebens nicht in dem Kirchenregiment und den Synoden, auch nicht in den freien Vereinen und Veranstaltungen, sondern in der einzelnen Gemeinde liegen muß, so notwendig auch gegenwärtig noch bei den außerordentlichen Notständen unsers Volkslebens die außerordentlichen Mittel der Innern Mission sein mögen.

In einsichtsvoller Weise hat übrigens in Hannover die kirchliche Oberbehörde die auf die Förderung des christlichen Lebens gerichteten Bestrebungen unterstützt, Jahrzehnte hindurch unter Leitung des hochgesinnten, warmherzigen und tieffrommen Ministers Lichtenberg, dann bis vor Jahresfrist unter Leitung des Präsidenten Mejer, der mit Lauterkeit der Gesinnung und feiner vielseitiger Bildung Weite des Blicks und Verständnis für die neuern Bewegungen auf kirchlichem Gebiete verband. Er war auch ein warmer Freund und eifriger Leser der Christlichen Welt. Auf dem schlichten Gedenkstein, der seinen Grabhügel auf dem Stöckener Friedhofe ziert, stehen die für ihn bezeichnenden Worte: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Erfreulich ist es, daß die meisten Mitglieder des Kirchenregiments auch dem Gustav-Adolf-Verein, der hier noch immer, wie früher die Innere Mission, mit Vorurteilen seitens der hochkirchlichen Richtung zu kämpfen hat,*) ihre warme Sympathie schenken; viel verdankt der Hannoversche Verein besonders seinem Vorsitzenden, dem Generalsuperintendenten von Calenberg, D. Schuster. Der Gustav-Adolf-Verein besteht in Hannover seit dem Jahre 1844, er hätte also bereits im vorigen Jahre sein fünfzigjähriges Jubiläum feiern können, verbindet aber diese Feier mit der diesjährigen Hauptversammlung. Wie die Zahl seiner Mitglieder im letzten Jahre um 176 gewachsen ist, so sind auch seine Einnahmen gestiegen. Es ist nur zu wünschen, wie es auch der Vorstand in seinem letzten Berichte ausspricht, daß die Vereinsmittel mehr als bisher für die auswärtigen oft so schwer bedrängten Diasporagemeinden verwandt werden. Im Jahre 1894 kamen etwa Dreiviertel der Einnahmen hannoverschen Diasporagemeinden zu gute, wozu kommt, daß der reiche Ertrag der Kirchenkollekte an Gustav Adolfs dreihundertjährigem Geburtstage (10128 Mk.) nach der Bestimmung des Landeskonsistoriums ausschließlich hannoverschen lutherischen Diasporagemeinden zufließen durfte.

Nunmehr rüstet sich die Stadt Hannover, die Abgeordneten und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins aus der Nähe und aus der Ferne gastlich zu empfangen. Die städtischen Kollegien unsrer Haupt- und Residenzstadt und die Kirchenvorstände der Markt- und Aegidienkirche, auch einzelne Vereine und Private haben es sich nicht nehmen lassen, prachtvolle Tauf- und Abendmahlsgeräte, dazu Altarleuchter und Kruzifixe für arme Diasporagemeinden zu stiften.**)

Die Verhandlungen der achtundvierzigsten Hauptversammlung werden in einer der ältsten und schönsten Stadtkirchen, der Aegidienkirche, stattfinden, deren Grundstein im Jahre 1347 gelegt ist. Ueber dem alten, jetzt längst verschwundnen Thore des heiligen Aegidius leuchtet dem in die Stadt Einziehenden in großen goldnen Buchstaben der Spruch entgegen: Jehova fortitudo nostra. Möchten es auch die Freunde des Gustav-Adolf-Vereins in diesen festlichen Tagen erfahren, daß Gott unsre Zuversicht und Stärke ist, und daß auf der Arbeit der thatkräftigen Bruderliebe, die in seinem Namen und zu seiner Ehre getrieben wird, der Segen aus der Höhe in reichem Maße ruht!

Rahn

Am Ufer des Sarno

Ein Bild aus der Diaspora Italiens

1

Durch Kampaniens weinreiche Fluren strömt der Sarnus, heute Sarno genannt. Ueber 1300 Jahre sind verflossen, da färbte deutsches Blut seine Wogen, im Jahre 552 ward an seinen Ufern die letzte Gothenschlacht geschlagen. Das geschah an derselben Stelle, wo heute — nicht weit von Pompeji — die Stadt Scafati liegt. Vor fünfundzwanzig Jahren noch befand sich dort als Rest einer uralten Brückenbefestigung der sogenannte Römer-

---

*) Nur ein Beispiel, wie die Deutsche Volkszeitung in Hannover angesichts des bevorstehenden Gustav-Adolf-Festes sich zu äußern vermag: „Es ist bedauerlich, daß Angehörige der evangelisch-lutherischen hannoverschen Landeskirche sich an diesem die Zersetzung des Protestantismus verursachenden Verein beteiligen, und noch bedauerlicher, daß der höchste der Würdenträger der Landeskirche bei dieser Gelegenheit eine Festpredigt hält. Es wird nicht mehr lange dauern, daß die evangelisch-lutherische Landeskirche in ihren obern Spitzen nur noch dem Namen nach nicht zur unirten Kirche Preußens gehört." Nr. 6798 vom 18. August. D H

**) Leider berichten die Zeitungen neuerdings, daß in dem städtischen Kollegium zu Hannover, als der Magistrat den Antrag stellte, 500 Mk. für die Zwecke des Gustav-Adolf-Vereins (zur Beschaffung von Altargeräten einer Diasporagemeinde) zu bewilligen, sich der Bürgervorsteher Geheimer Regierungsrat Brüel gegen diese Bewilligung erklärte, „weil dies Sache der Kirchengemeinschaften sei, und weil der Gustav-Adolf-Verein nur eine Richtung in der evangelischen Kirche vertrete." Herr Brüel blieb erfreulicherweise allein mit seiner Ansicht, aber das Traurige ist, daß dieser Mann der langjährige Hospitant der katholischen Zentrumspartei, der Vorsitzende des Ausschusses der hannoverschen Landessynode und der einflußreiche Führer der streng orthodoxen hannoverschen Lutheraner ist. Man erinnert sich daran, daß derselbe Mann bei der Lutherfeier des Jahres 1883 den Landessynodalausschuß bestimmte, sich gegen die kirchlich angeordnete Feier des Geburtstages Luthers zu erklären! D H

turm, der allgemein als ein Werk der Gothen bezeichnet wurde, die an jener Stelle sich längere Zeit den Truppen des Narses gegenüber behaupteten. Das kleine Gothenheer erlag der Uebermacht; es zog sich im blutigen Ringen zu den Abhängen des benachbarten Mons lactarius (jetzt Lettere) hinauf, und dort fiel Tejas, der letzte König der Gothen. Dort erhielt der letzte Rest jener Tapfern freien Abzug und nahm des Königs Leiche mit. Wohin? Niemand weiß es. Wo ward Tejas bestattet? Keine Chronik giebt Meldung. Sein Grab ist verborgen wie das Grab Alarichs.

Eine in Deutschland den Historikern unbekannte Thatsache ist es, daß unweit des Sarno, hoch oben einsam in den Sorrentiner Bergen, Nachkommen versprengter Gothen wohnen. Man besuche das Hochthal von Agerola, vor wenigen Jahren durch eine Fahrstraße zugänglich gemacht, man sehe dort Häuser mit Schindeln gedeckt, man beobachte Augen und Haar der dortigen Bergbewohner, man achte auf viele Namen daselbst, so wird man den Beweis für unsre Behauptung finden.

Scafati, eine erzkatholische Stadt, verdankt einen großen Teil seiner Existenz einer bedeutenden, von Schweizern gegründeten, im Besitz eines Schweizers befindlichen Fabrikanlage, deren Triebkraft zum Teil der Sarno bildet. Ueber die Gründung ihrer Stadt sind die Scafatesen im Unklaren, aber sehr im Klaren sind sie über ihre lokale Madonna. Sie trägt den Namen „Madonna delle Vergini“ (Madonna der Jungfrauen) und thront in der Hauptkirche in Gestalt einer reich bekleideten, mit Ringen und Armgeschmeide, mit Krone und Perlenhalsband versehenen Statue. Als Beschützerin der Stadt genießt sie dasselbe Ansehen wie einst Pallas Athene, die Schützerin der nach ihr benannten Stadt. Auch fehlt es nicht an Gaben und Geschenken, die ihr vorzüglich an ihrem Jahresfest, dem 15. August, bei der öffentlichen, lärmvollen, von Pulverdampf umhüllten, von Kanonendonner umtosten Prozession dargebracht werden. „Gaben sind selbst Göttern wert.“

Mit Geistlichen ist Scafati überaus reichlich versehen, deren Ansehen nicht etwa durch das geschädigt wird, was Volkes Stimme über sie urteilt. Ob diese Vox populi Wahrheit redet? Wir schweigen. Toleranz läßt sich dem dortigen Klerus nicht absprechen. Vor vierzehn Jahren wurde Schreiber dieses zu einem Begräbnis dorthin gerufen. Es handelte sich, wie man mir sagte, um eine im hohen Alter gestorbne evangelisch-schweizerische Witwe. Zu meiner Verwunderung trat auf dem katholischen Friedhof, wo man der Verstorbnen das Grab gegraben hatte, ein katholischer Geistlicher zu mir heran und sagte, er habe die Verstorbne in den letzten Stunden getröstet, und nach seiner Meinung sei sie als katholische Christin gestorben. Er richtete an mich die Frage, ob man dagegen sei, wenn er am Sarge die üblichen Gebete spreche und sich des Weihwassers bediene. Ich erklärte ihm in gleich freundlicher Weise, daß ich weder etwas zu erlauben noch zu verbieten hätte, es sei dies Sache der Angehörigen. Sie waren zugegen und wandten sich an mich mit der naiven Frage, ob jene Funktion des katholischen Geistlichen Schaden thun könne, und ob es nicht des lieben Friedens wegen besser sei, ihn gewähren zu lassen, zumal da so viele Katholiken zugegen seien. Da nun ein katholisches Gebet und Weihwasser nicht imstande ist, einem Toten Schaden zu thun, so that jener Geistliche nach seinem Wunsch und fungirte nach Vorschrift. Dann fragte ich ihn, ob nun eine Funktion meinerseits nicht überflüssig sei. Die Antwort war: „Mit nichten! — Sie als Ministro evangelico fungiren am Grabe.“ Ich wandte mich an die Angehörigen mit derselben Frage und erhielt die Auskunft, der genannte Geistliche sei ohne Erlaubnis zu der Sterbenden gekommen, man habe nicht Zeit gehabt, mich aus der weit entfernten Stadt zu rufen, auch auf dem Friedhof habe er sich ungerufen eingefunden, und ihn hier zu verdrängen sei natürlich unmöglich gewesen. Man trug den Sarg zur Gruft, ich ging hinter ihm und neben mir jener katholische Geistliche. Am Grabe hielt ich der Verstorbnen die deutsche Grabrede und las vorher einen Bibelspruch, den ich in italienischer Sprache wiederholte. Neben mir stand der bibellose Geistliche, vergebens bemüht, ein Wort der deutschen Rede zu verstehen. Erstaunt sah er mich an, als ich in italienischer Sprache das apostolische Glaubensbekenntnis, dann in derselben Sprache das Vaterunser und den Segen sprach. Wir verließen das Grab, der Priester neben mir. Nach einigem Schweigen sagte er: „Sind Sie doch ein Ministro evangelico?“ Antwort: Si, Signore. Weitere Frage: „Sie haben ja aber unser katholisches Vaterunser, unsern katholischen Glauben, unsern katholischen Segen gesprochen — wie ist das möglich?“ Nach längerer Unterredung schieden wir von einander. So endete ein halb katholisches, halb evangelisches Begräbnis.

Ich führe den Leser zu einem in Scafati befindlichen, von hoher Mauer umgebnen, weit ausgedehnten Garten. Mitten im Winter sehen wir dort nicht nur saftiggrüne Rasen, sondern auch wohlgepflegte Blumenbeete, dichte Gruppen immergrüner Bäume und Prachtexemplare hochstrebender Palmen verschiedner Art. In der Mitte liegt ein Gartenhaus mit weiter Halle. Ein sonnenheller Tag ists mitten im Winter, einer von den Tagen, die der Dialekt des Südens als Giornata del paradiso zu bezeichnen pflegt. Durch die enge Mauerpforte treten zahlreiche Besucher in den Garten, Männer, Frauen, Kinder, ihrer etwa fünfzig, und begeben sich in den Gartensaal. Still ist es im schönen Garten. In jener Palme dort pfeift ein Vöglein, dann und wann hört man in der Stadt das Donnern platzender Bomben, denn einer der vielen Ehrentage genannter Madonna ist angebrochen, und jene Bomben sind ihr Ehrentribut. Vom Gartensaal her tönt Musik an unser Ohr, kräftiger Gesang ist es, wir treten näher, die Melodie ist uns bekannt, die Worte auch: „O, daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund“ u. s. w. Wir brauchen dem Leser kaum zu sagen, um was es sich in dem Gartensaal handelt. Man feiert dort deutsch-evangelischen Gottesdienst.

Die deutsch-evangelische Gemeinde Neapels bestand viele Jahre lang aus zwei Gruppen: die größere in der genannten Stadt, wo sich Kirche, Schule und das Hospital befinden, die kleinere in einem Hochthal bei Salerno, ebenfalls mit Schule und Friedhof versehen. Monatlich reist der Pfarrer von Neapel nach jener größtenteils aus Schweizern bestehenden Kolonie bei Salerno, um jedesmal einige Tage dort zu weilen. Die Kolonie hat sich gebildet und nach und nach vergrößert durch bedeutende industrielle Anlagen, die zu den hervorragenden Italiens gehören. In den Städten Scafati, Angri und Nocera, an der Bahn zwischen Neapel und Salerno gelegen, sind ebenfalls nach und nach im Laufe der Jahre große industrielle Anlagen entstanden, und dies war der Grund, daß dort eine aus Deutschen und Schweizern bestehende Fremdenkolonie sich bildete, die durchweg dem evangelischen Bekenntnis angehört. In jeder dieser drei Städte befindet sich eine kleine deutsche Schule. So entstand also innerhalb des Gebiets der deutsch-evangelischen Gemeinde Neapels eine dritte Gruppe, deren Mitglieder, wie die in Salerno, zu den gemeinsamen Kosten beitragen. Was nun die pastorale Versorgung anbetrifft, so mußte diese dritte Gruppe immer hinter den beiden erstgenannten zurückstehen. Bereits vor zwölf Jahren begann der Unterzeichnete sich auch dieser dritten Gruppe anzunehmen, aber leider mußte der zeitweilige evangelische Gottesdienst aus Mangel an einem geeigneten Lokal wieder unterbleiben, und so sah sich jene Gruppe wieder vernachlässigt. Vor vier Jahren trat eine Wendung zum Bessern ein, nachdem der beschriebne große, still gelegne Gartensaal von seinem Besitzer für die Dauer zur Verfügung gestellt und mit allem Nötigen für den Gottesdienst versehen wurde. Leider konnte von einer regelmäßigen Wiederkehr des evangelischen Gottesdienstes dort nicht die Rede sein; nur dann und wann konnte er stattfinden, und zwar am meisten während der heißesten Jahreszeit. In diesen vier Jahren ist die Teilnahme trotz vielfach weiter Entfernung, trotz Gluthitze des Sommers nicht nur eine anhaltende, sondern auch eine wachsende gewesen. Jene evangelischen Glaubensgenossen, so lange dem kirchlichen Leben entfremdet, haben sich fast ohne Ausnahme ihm wieder zugewendet, und einstimmig ist der Wunsch, dort von jetzt an regelmäßigen Gottesdienst, und zwar Sonntags, wenn auch nur monatlich, zu besitzen. Da nun monatlich wegen Salerno schon ein Gottesdienst in Neapel ausfällt, so müßte, wenn der an sich höchst berechtigte Wunsch erfüllt werden soll, zweimal im

Monat ein Sonntagsgottesdienst ausfallen, was man in Neapel natürlich nicht bewilligen kann. Es bleibt nur ein Mittel übrig, nämlich dem Pfarrer einen Amtsgehilfen zu geben und diesem die pastorale Versorgung der Gruppe Scafati-Angri-Nocera zu überlassen. Dessen Thätigkeit würde sich dann auch auf eine vierte, weit abseits liegende Gruppe, nämlich auf Piedimonte d'Alife erstrecken.

(Schluß folgt) Trede

Die päpstliche Unfehlbarkeit im Lichte der Geschichte

1

Am 18. Juli 1870 erklärte zu Rom in der Kirche St. Petri ein fast achtzigjähriger, vom Alter körperlich und geistig mitgenommner Priester sich zum absoluten Monarchen der katholischen Kirche und seine Lehraussprüche für unfehlbar. Alle aber, die dieser Entscheidung widersprechen würden, belegte er mit dem Banne. Es geschah unter Donner und Blitz, es war so dunkel geworden, daß man dem Papste eine Kerze hinstellen mußte, damit er seine Unfehlbarkeit richtig vom Blatte lesen könne. 535 Prälaten assistirten der feierlichen Handlung; nur zwei von ihnen, ganz unbekannte Bischöfe, wagten es, Nein zu sagen, als sie zur Stimmabgabe aufgefordert wurden. Die gesamte Opposition, d. h. die angesehensten Bischöfe der Kirche überhaupt, deren Diözesen wohl die Hälfte aller Katholiken umfaßten, hatten tags zuvor Rom verlassen. In einer besondren Eingabe hatten sie dem Papste versichert, daß sie an ihrer ablehnenden Haltung festhalten müßten, daß aber kindliche Pietät und Verehrung ihnen nicht gestatte, in einer Sache, die die Person Sr. Heiligkeit so nahe angehe, öffentlich und im Angesichte des Vaters Non placet zu sagen.

Es schien einen Augenblick, als solle die Kirche darüber auseinanderfallen, insbesondre die deutsche, deren Bischöfe fast alle zur Opposition gehört hatten. Aber noch war kaum ein Monat nach der Verkündigung des neuen Dogmas verflossen, da erließen dieselben Bischöfe — mit Ausnahme des Rottenburgers — von Fulda aus, wo sie am Grabe des heiligen Bonifatius seit 1855 alljährlich sich versammeln, einen Hirtenbrief, worin sie erklärten: daß alle wahren Katholiken sich zur Wahrung ihres Seelenheils den einstimmig gefaßten Beschlüssen des Konzils, die durch die bei der Beratung vorgebrachten „Meinungsverschiedenheiten" in keiner Weise beeinträchtigt seien, unbedingt zu unterwerfen hätten.

Nichts destoweniger erhob sich Opposition in der sogenannten altkatholischen Bewegung. Ignaz Döllinger war ihr Führer und ist es geblieben, trotzdem er an der spätern Entwicklung der Reformbewegung keinen thätigen Anteil genommen hat. Die „Briefe und Erklärungen über die Vatikanischen Dekrete," die nach seinem Tode Professor Reusch in Bonn herausgegeben hat, sind ein ergreifendes Dokument der Kämpfe, durch die der greise Theolog nach einem langen Leben im Dienst der kirchlichen Wissenschaft sich hat hindurchringen müssen, ehe er auf Grund unablässigen Studiums der Geschichte die felsenfeste, seitdem nie wieder erschütterte Ueberzeugung gewann, daß er als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger die neue Lehre nicht annehmen könne:

> Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will gerade das Imperium dieser Welt aufrichten, das Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, die Petrus allen und sich selbst verbot. Nicht als Theologe: denn die gesamte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen. Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen: denn als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen organischen Verfassungsbau der ältern Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat. Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt und durch die eximirte Stellung, die sie für den Klerus fordert, den Grund legt zu endloser, verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien.

Keiner hat besser, knapper und schärfer zusammengestellt,

was man gegen das neue Dogma auf dem Herzen haben kann, und Döllingers Forschungen dringen so tief in die Sache ein, daß der Ausspruch nicht zu kühn ist: es sei ihm nichts entgangen von den vielen und gewaltigen Zeugnissen, mit denen die Geschichte gegen dieses neue Dogma sich aufzulehnen scheint. Und dennoch bleibt die Thatsache bestehen: nur ein ganz verschwindend kleiner Teil der katholischen Kirche hat der römischen Tyrannei die Anerkennung versagt, und dies kleine Häuflein ist im Abnehmen begriffen. Es ist in Rom eine absolute Monarchie aufgerichtet worden, in einem Zeitalter, in dem niemand etwas von weltlichen absoluten Monarchien wissen will, aufgerichtet in demselben Augenblicke, wo die weltliche Macht des neuen Despoten zusammenbrach — wer will sagen, ob auf immer? Es ist ein Unfehlbarer entstanden in einem Zeitalter, das an unfehlbare Autoritäten so wenig zu glauben geneigt ist wie nur möglich. Darf man da wirklich nur von der brutalen Macht der Thatsachen reden, oder gilt nicht am Ende auch hier das tiefe Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht"? Sollte nicht die katholische Kirche selber schuld sein an diesem Gericht, das über sie ergangen ist? Das ist eine ernste Frage und ist wohl wert, ernst erwogen zu werden.

Was will denn diese „Unfehlbarkeit" eigentlich besagen? Folgendes ist der Wortlaut der Erklärung:

> In treuem Anschlusse an die von dem Ursprunge des christlichen Glaubens ererbte Tradition, zur Ehre Gottes unsers Heilands, zur Erhöhung der katholischen Religion und zum Heile der christlichen Völker, unter Zustimmung des heiligen Konzils, lehren und erklären wir als ein von Gott geoffenbartes Dogma: daß der römische Papst, wenn er ex cathedra spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Autorität, eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre als von der gesamten Kirche festzuhalten entscheidet, vermöge des göttlichen ihm im heiligen Petrus versprochnen Beistands mit jener Unfehlbarkeit ausgerüstet ist, womit der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer auf den Glauben oder die Sitten sich beziehenden Lehre ausgestattet wissen wollte; und daß daher derartige Entscheidungen des römischen Papstes aus sich, nicht aber infolge der Zustimmung der Kirche unabänderlich sind. Wenn aber jemand, was Gott verhüte, sich vermessen sollte, dieser unsrer Definition zu widersprechen, so sei er im Banne.

An dieser Definition ist vornehmlich zu beachten: 1. unfehlbar sind nur solche Aussprüche, die sich auf den Glauben oder die Sitten beziehen; 2. unfehlbar sind diese Aussprüche nur dann, wenn sie auf die ganze Kirche sich beziehen. Dazu kommt als drittes notwendiges Ingrediens die Verfluchung der Andersmeinenden. Die vatikanische Definition entspricht sonach genau den Kriterien, die der Jesuit Perrone, der vornehmste Berater des päpstlichen Stuhles in theologischen Dingen unter Gregor XVI. und Pius IX., in seiner Dogmatik gegeben hat. Das nun versteht sich ja von selbst, daß nicht jede leicht hingeworfne Aeußerung des Papstes im täglichen Leben Anspruch auf Unfehlbarkeit macht; das ist nichts andres als eine scherzhafte Konsequenz. Die Meinung ist vielmehr die, daß der Papst eben auch, wenn er in seiner Eigenschaft als Lehrer und Hirte zu seinen Gläubigen redet, ihnen nicht alles und jedes zu glauben zumuten darf. Er kann seinen Gläubigen in Deutschland keine bindenden Vorschriften machen über ihr Verhalten gegenüber einer Militärvorlage oder bei Reichstagswahlen. Aber jene Bestimmung schwebt doch bis zu einem gewissen Grade in der Luft: im letzten Grunde ist es ja, eben infolge der vatikanischen Beschlüsse, der Papst, der über den Glauben und die Sitten seiner Gläubigen zu entscheiden hat. Es gehört zur Lehre der Kirche, daß der Papst weltlicher Herrscher ist; der Syllabus von 1864 hat das Gegenteil feierlich verdammt. Es könnte, rein abstrakt genommen, ein Papst auch einmal als Lehre der Kirche verkündigen, daß der Mond größer sei als die Sonne, und die Gläubigen würden sich dann zu fragen haben, ob sie den Astronomen oder Sr. Heiligkeit dem Papste glauben wollten. In den Ordensexerzitien der Jesuiten steht zu lesen:

> Wenn die Kirche entscheidet, daß etwas, was unsern Augen weiß zu sein scheint, schwarz sei, so müssen auch wir sagen, daß es schwarz sei.

Und Perrone schreibt:

> Wenn es dem Papste belieben sollte, das Gute für böse und die Lüge für Wahrheit zu erklären, so wäre jeder Christ bei Verlust seiner Seligkeit verpflichtet, das Gute zu verabscheuen und das Böse zu thun.

Also hängt es ganz vom Maße der Klugheit und Besonnenheit des jeweiligen Papstes ab, wie weit er seine Befugnis ausdehnen will, und die wird ihn und seine Berater wohl nie so weit verlassen, daß sie den Gläubigen wirklich unerträgliche Beschwerden auferlegen.

2

Treten wir zunächst einen Gang durch die Geschichte an. Wir thun es nicht mit dem Herzklopfen, mit dem Döllinger geforscht hat, ob er nicht irgendwo in Schrift und Tradition doch noch ein Zeugnis entdecken möchte, das ihm die Unterwerfung unter den Machtspruch des Unfehlbaren zur Pflicht machen würde. Wir thun es mit dem Interesse, das in uns lebendig wird, wenn es sich um die Bloßlegung der Wurzeln einer bedeutenden geschichtlichen Erscheinung handelt.

Wir brauchen uns nicht einmal auf protestantischen Standpunkt zu stellen, sondern würden als gute Katholiken die Frage: ist das neue Dogma durch Schrift und Tradition gedeckt? ruhig mit Nein beantworten können. Die Schriftstelle, die das vierte Kapitel der vatikanischen Konstitution für die Unfehlbarkeit anführt, ist Luk. 22, 32. Diese Stelle steht im Zusammenhang der Mahnung des Herrn an seine Jünger, daß sie nicht darüber zanken dürfen, welcher unter ihnen sollte für den Größesten gehalten werden. Da heißt es weiter: „Der Herr aber sprach: Simon, Simon, siehe, der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre. Und wenn du dermaleinst dich bekehrst, stärke deine Brüder.“ Folgt die freudige Versicherung Petri, daß er mit dem Herrn ins Gefängnis und in den Tod zu gehen bereit sei, und dann die wehmütige Klage Jesu: „Petre, ich sage dir, der Hahn wird heute nicht krähen, ehe denn du dreimal verleugnest hast, daß du mich kennest.“ Wer unbefangen diesen Zusammenhang verfolgt, kann in dem 32. Vers: Ich u. s. w., nichts andres erkennen als eine persönlich an Petrus gerichtete Mahnung, daß er, der selber für einen Augenblick im Glauben schwanken wird, dem aber Gott auf das Gebet Jesu hin die Festigkeit wieder schenken wird, seine noch schwankenden Mitapostel festigen soll. Als man die Konstitution über die Unfehlbarkeit erstmalig dem Konzil vorlegte, hatte man darin nur die erste Hälfte des Satzes aufgenommen; die in Aussicht gestellte Bekehrung, die eben doch einen Abfall voraussetzt, war nicht erwähnt. Das Schwergewicht fiel dann auf die Bitte des Herrn, daß Petri Glaube nicht aufhören möge. Man las daraus, daß dem Säulenapostel die Gnade der unfehlbaren Lehrgabe verliehen worden sei, und war bei der endgiltigen Redaktion des Dekrets kühn genug, den offenbaren Widerspruch der zweiten Vershälfte zu ignoriren. War aber Petrus für unfehlbar erklärt, so natürlich auch seine Nachfolger nach derselben Methode, die in Matth. 16, 18 die Verheißung des Herrn an Petrus: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen“ als selbstverständlich auch an seine Nachfolger gerichtet ansieht.

Es ist keinem alten Kirchenlehrer eingefallen, die Lukasstelle auf eine Unfehlbarkeit des Papstes zu deuten. Wir dürfen darüber nicht leicht hinweggehen, da gerade vom katholischen Standpunkt dies Argument schwer in die Wagschale fällt. Der Glaubenseid, den die katholischen Priester abzulegen haben, formulirt auf dem Konzil zu Trient, enthält die Verpflichtung, die heilige Schrift nie anders als nach dem einstimmigen Konsensus der „Väter“ auszulegen. Als „Väter,“ Kirchenväter also, Patres, gelten aber nur die Lehrer der ersten sechs Jahrhunderte. Papst Gregor I., der Große, schließt diese glänzende Reihe. Nun, diese Väter wissen von einer Unfehlbarkeit des Papstes so wenig wie die großen, allgemeinen Konzilien der alten Kirche, auf deren sechstem, auch von Rom anerkanntem (680), über den Papst Honorius I. wegen Irrlehre der Fluch ausgesprochen worden ist. Und diesen Fluch hat die Synode ausgesprochen, trotzdem ihr der Papst Agatho ein Schreiben gesandt hatte, worin es hieß, daß die römische Kirche nie vom Wege der Wahrheit abgewichen, niemals durch Gottes Gnade vom Wege der apostolischen Tradition abgeirrt und den häretischen Neuerungen nie unterlegen sei:

Wie sie die reine Lehre von Anfang an von den Apostelfürste[n] empfing, so bleibt sie bis ans Ende unverfälscht, gemäß der Verheißun[g] des Herrn.

Und nun folgt jene Lukasstelle, die hier zum erstenmal i[n] den Dienst der Unfehlbarkeitstheorie tritt.

Gab es somit keine Ueberlieferung aus den klassische[n] Jahrhunderten der Kirche, so mußte man sie schaffen. Es i[st] bekannt, mit wie mächtigen Ansprüchen die Papstkirche im so genannten Mittelalter Fürsten und Völker zu beherrschen sucht[e]. Sie durfte sich stützen auf das Erbe der alten Roma, das si[e] überkommen zu haben meinte: die Welt zu beherrschen; aber si[e] stützte sich nicht zum wenigsten auch auf eine Revision der Ge[-] schichte, die sie selber vornahm, oder die von andern in ihrem Interesse vorgenommen wurde. Unter den Fälschungen, die z[u] diesem Zwecke veranstaltet wurden, ragen die sogenannten pseudo[-] isidorischen Dekretalen sowohl durch ihr Alter wie durc[h] ihre Bedeutung hervor. Entstanden vor der Mitte des neunte[n] Jahrhunderts in Frankreich, also nicht in Rom und überhaup[t] nicht unter Mitwissen des Papstes, bezweckte diese Fälschung die Bischöfe gegenüber ihren Metropoliten, aber auch gegenübe[r] irgend welchem autoritativen Einfluß des Staates dadurch z[u] sichern, daß sie direkt dem römischen Papst als ihrem alleinige[n] Herrn, dem absoluten Monarchen der Kirche, unterstellt wurden. Um dieser Neuerung den Schein des Alters zu geben, ware[n] etwa hundert angebliche päpstliche Erlasse aus den erste[n] Jahrhunderten erdichtet und harmlos mit den echten zusammen[-] gestellt worden. Hier nun tauchen plötzlich Zeugnisse für di[e] päpstliche Unfehlbarkeit auf. Die Päpste Lucius (253 bis 54), Felix I. (268 bis 274), Markus (336) bezeugen sie, auffallender[-] weise mit denselben Worten, mit denen Agatho, vier Jahr[-] hunderte später, sein Zeugnis abgelegt hat. Man braucht[e] doch nicht zu fürchten, daß diese plumpe Fälschung — denn al[s] eine solche darf man die pseudo-isidorischen Dekretalen bezeichne[n] — damals entdeckt werden würde. Erst eine freier denkend[e] Zeit, die der Ueberlieferung nicht mehr oder wenigstens nic[ht] in allen Teilen gebunden gegenüberstand, die Reformationszei[t] hat den Nachweis der Fälschung erbracht. Auch auf katholische[r] Seite ist man seitdem vielfach schwankend, zuweilen auch über[-] zeugt worden. Die Papstkirche freilich hat die Dekretalen auc[h] heute noch nicht aufgegeben, und nach dem Vatikanum hat auc[h] ein deutscher Erzbischof, Scherr von München, in einem Hirten[-] briefe (5. Januar 1871) seinen Gläubigen pseudo-isidorische Speis[e] vorzusetzen gewagt.

Gregor VII. hat seine Allmachtsansprüche nicht zum we[-] nigsten mit pseudo-isidorischen Behauptungen zu stützen gewußt, insbesondre die Ausdehnung, die er dem Worte „Mir ist ge[-] geben die Gewalt zu binden und zu lösen im Himmel und au[f] Erden“ gab, geht darauf zurück. Seine Anhänger aber wußte[n] die Fälschung weiter nutzbar zu machen. Ich gedenke nur eine[s] dieser Versuche, weil er zugleich die Frechheit und die groß[e] Geschicklichkeit aufzeigt, mit der man zu operiren wußte. Augusti[n] spricht in einer seiner bekanntesten Schriften ganz harmlos da[-] von, daß man bezüglich der kanonischen Geltung der Schriften — er meint die heiligen Schriften — dem Ansehn der katho[-] lischen Kirche folgen solle, insbesondre aber derer, die vo[n] Aposteln gegründet wurden und Briefe von ihnen empfingen. Mit einer leichten Aenderung, die sich freilich nur dem Kenne[r] des lateinischen Wortlauts in ihrer ganzen unverfrornen Ein[-] fachheit aufdrängt, hat man es fertig gebracht, Augustin sage[n] zu lassen, daß zu den kanonischen Schriften auch die Brief[e] gehören, die der päpstliche Stuhl an andre erlassen hat. Nu[n] zog man Pseudo-Isidor zu Rate und hatte im Handumdrehe[n] das Zeugnis des größten lateinischen Kirchenvaters für jen[e] angeblich uralten päpstlichen Dokumente und damit für die Un[-] fehlbarkeit geschaffen. Der neue Wortlaut der Augustinstell[e] aber ging in das kanonische Rechtsbuch über, zu dessen un[-] zähligen Fiktionen eben im Gregorianischen Zeitalter der Grun[d] gelegt wurde.

Nur noch einer Fälschung wollen wir gedenken: sie bring[t] zu dem Zeugnis des großen Lateiners auch noch die Zeugnis[se] der griechischen Väter hinzu. Man fügte um die Mitte de[s] dreizehnten Jahrhunderts aus angeblichen Aussprüchen griechische[r]

nzilien und Kirchenväter, darunter der Heiligen Chrysostomus d Cyrill, eine Traditionskette zusammen, der zufolge schon in der en griechischen Kirche die päpstliche Allmacht und Unfehlbarkeit ehrt worden wäre. Diese Fälschung hat dadurch eine ge-ltige Bedeutung gewonnen, daß der große Scholastiker Thomas n Aquino durch sie getäuscht und veranlaßt worden ist, die hre von der Unfehlbarkeit in die Dogmatik aufzunehmen. lgendes ist seine Meinung: Christus hat dem Petrus die ne Gewaltfülle, die er besessen, bestätigt, und so ist es der pst allein, der zu gebieten, zu lösen und zu binden hat. Ihm horcht jedermann so, als ob er Christus selber wäre; was er scheidet, muß beobachtet werden. Denn:

Christus ist mit jedem Papst vollständig und vollkommen im krament und in der Autorität. Der apostolische Stuhl regiert, allein erschütterlich im Glauben Petri stehend, während andre Kirchen durch rtum beschimpft sind. So ist die römische Kirche die Sonne, von der andern Kirchen ihr Licht empfangen. Ein Konzilium hat seine torität nur vom Papste: die Aufstellung eines neuen Glaubens-enntnisses ist sein Recht, und wer seiner Autorität sich nicht unter-cft, ist ein Ketzer. Denn dem Papste allein steht es zu, über jede age der Lehre zu entscheiden.

Nicht umsonst hat der unfehlbare Papst Leo XIII. 1879 das tudium dieses Thomas den Gläubigen so dringend ans Herz legt. Er und seine jesuitischen Ausleger sind die Normaldog-atiker des päpstlichen Stuhles geworden, deren der Unfehlbare eilich auch wieder nach Belieben entraten kann.

(Schluß folgt) G. Krüger

Verschiedenes

(Die Bedeutung der deutschen Reformation für die Gesundheit sers Volkslebens) Von W. Walther. Leipzig, Dörffling und Franke, 94. 24 S. 40 Pfge.

Der als vortrefflicher Kenner der Reformationsgeschichte bekannte rfasser, jetzt als Dieckhoffs Nachfolger Professor der Kirchengeschichte Rostock, will mit seinen Ausführungen den „herzzerreißenden Lamen-ionen, die Janssen über die Zustände des deutschen Volkes seit dem ftreten Luthers im Vergleich zu der blühenden Gesundheit am Aus-ng des Mittelalters angestimmt hat," und von denen er weiß, daß auf nicht wenige Evangelische Eindruck gemacht haben, entgegen-. Seine Apologetik ist kraftvoll und überzeugend, die Sprache vor-ym, der ganze Vortrag sehr lesenswert. G Kr

(Von der Hochkirche ins Kloster) Erzählt von E. J. Worboise, herzählt von A. Steen. Bevorwortet von Pastor Terlinden in Duis-rg. Barmen, D. B. Wiemann. 336 S. 4 Mk.

Bezeichnend für die Lebhaftigkeit der Polemik zwischen evangelischer d römischer Kirche ist es, daß sie beiderseits auch die erzählende Dar-lung in ihre Dienste zieht; und zwar nicht nur beiläufig in gelegent-hen Erörterungen oder Ausfällen, sondern so, daß eine ganze Geschichte Einkleidung der prinzipiellen Kontroverse benutzt wird. So sucht otestantischerseits eine Erzählung, „Unfehlbar" betitelt, im Rahmen er Familiengeschichte die Ueberlegenheit des Protestantismus zu er-isen, so hat der Jesuit von Hammerstein in seinem neuesten Werke: om Protestantismus zum Katholizismus" an der Bekehrungsgeschichte es lutherischen Pastors zu der bekannten päpstlichen Enzyklika die oretische Begründung zu liefern versucht. Aber während wir es in den genannten Schriften mit erdichteten Erlebnissen zu thun haben, das vorliegende Werk den großen Vorzug, auf Thatsachen zu be-hen. Die Familiengeschichte, die es enthält, ist nach der Versicherung Verfasserin so wahrheitsgetreu wie immer möglich erzählt worden; ist keine seltene, vereinzelt dastehende, keine unglückliche Zusammenstellung Thatsachen, sondern etwas, was sich in ähnlicher Weise bei der rschenden stark katholisierenden Richtung der englischen Hochkirche und der Rührigkeit der römischen Propaganda alle Tage wiederholt. t darum das Buch schon den großen Vorzug für sich, nur wirklich schehenes zu berichten — was übrigens auch in der Erzählung selbst tlich zu Tage tritt —, so kann man ihm auch hinsichtlich der Art er Polemik die höchste Anerkennung nicht versagen. Sie ist treffend, r und sachlich, ohne Selbstgefälligkeit und Ueberhebung; ja sie wirkt radezu erschütternd dadurch, daß sie auf das Gebiet verlegt ist, wo sie größten Teilnahme sicher sein darf, auf das Gebiet der Familie, der türlichen, sittlich geheiligten Lebensbeziehungen. Hammerstein läßt nem übergetretenen Pastor doch noch Frau und Kinder, wenn auch in nlicher Mansarde; aber in der Praxis kommt es anders. Wie da die nsequenzen des Katholizismus ihre unheilvolle Macht beweisen, wie uitische Proselytenmacherei ein glückliches Familienleben in der Wurzel rgiftet und zerrüttet, das muß man selbst nachlesen. Es ist so schlicht d doch so herzlich und menschlich wahr geschildert, daß man aufs tiefste von ergriffen wird. Aber auch das fehlt nicht, wie daneben evange-he Glaubenstreue und Glaubensfreudigkeit sich triumphirend zu be-upten, zu leiden und zu sterben weiß. Dem Buch ist eine weite Ver-eitung besonders in den Kreisen derer zu wünschen, die so gerne als

die Toleranten das Ut omnes unum sint*) im Munde führen, ohne doch zu wissen, mit wem wir es zu thun haben. Sch—r

(Das neue Dogma) Roman in zwei Bänden von Anton Ohorn. Leipzig, Buchhandlung des Evangelischen Bundes von Karl Braun. 6, geb. 8 Mk.

Das neue Dogma, das den Mittelpunkt dieses Romans bildet, ist die nunmehr ein Vierteljahrhundert giltige päpstliche Infallibilität. Der Roman spielt um die Zeit des letzten römischen Konzils, das diesen neuen Glaubenssatz, der so verhängnisvoll geworden ist und ganz gewiß noch immer mehr werden wird, aufstellte. Er behandelt die Geschichte eines frommen römischen Priesters, der diese Zeit erlebt, die schweren Konflikte, in die sie ihn hineinführt, die Seelenkämpfe, die er durchzukämpfen hat, bis er, lediglich der Stimme der Wahrheit gehorchend, das Band zerreißt, das ihn bis dahin mit der römischen Kirche verbunden hat. Die Hand-lung vollzieht sich zuerst auf dem Boden einfacher ländlicher Verhältnisse in Böhmen, später in Rom zur Zeit des vatikanischen Konzils. Anton Ohorn ist als tüchtiger Volksschriftsteller und anregender Erzähler bekannt. Wenn er uns in diesem Werke eine Erzählung auf weltgeschichtlichem Hintergrunde, einen Roman in größerm Stil darbietet, so war er gewiß in vorzüglichem Grade dazu imstande. Der Stoff, den er hier verarbeitet, ist ihm nicht fremd, er hat ihn im eignen Leben durchgelebt. Mit Recht sagt er im Vorwort: „Schwere Seelenkämpfe wurden damals von manchem ehrlich denkenden Katholiken, zumal von manchem katholischen Priester durchgestritten, und ein Bild solcher Kämpfe habe ich versucht in diesem Werke vorzuführen. Ich habe gemeint, daß ich nicht ganz unberufen dazu sei; habe ich doch zum Teil an mir selbst erfahren, was ich berichte, und was man auch immer dem Werke zum Vorwurf machen möge, eines wird nicht bestritten werden können, daß die Verhältnisse des katholischen Klerus, sein Leben und Empfinden, seine Anschauungen und deren Bethätigung auf Grund von Thatsachen geschildert sind. Die Gestalten des Romans sind wirkliche Typen und gezeichnet ohne jede Gehässigkeit." In der That erhält man bei der Lektüre den Eindruck, daß alles, was hier geschildert wird, dem wirklichen Leben entnommen ist. Nicht Phantasiegebilde werden vor uns aufgerollt, man fühlt den Pulsschlag der Wirklichkeit. Man würde deshalb fehlgehen, wenn man meinte, hier gehässige Tendenz zu finden. Gewiß ist dieses Werk ein Tendenzroman, aber ein solcher im besten Sinne. Nirgends stößt man auf Animosität, geschweige Verbitterung gegen die katholische Kirche. Gerechtigkeit hält den Verfasser von extremer Parteipolemik zurück. Man empfindet beständig, daß der Verfasser die Feder lediglich in der Absicht führt, die vorhandne Welt dem Leser vorzuführen und verständlich zu machen. In ruhiger, ebenmäßig fortführender Weise leitet er bis an das Ziel, das um der Wahrhaftigkeit willen eintreten muß. So regt er in steigendem Maße Interesse und Denken des Lesers an. Wir können diesen Zeitroman evangelischen Lesern nur empfehlen; es wird ihnen da manches aus der katholischen Entwicklung und Lehre nahe ge-rückt und verständlich, was sie bisher vielleicht nicht verstanden oder falsch beurteilten. Die Verlagshandlung hat das Werk gut ausgestattet, nur sind manche Druckfehler stehen geblieben, die in zweiter Auflage zu verbessern sind. Tn

(Helft den Witwen und Waisen) In äußerster Not lebt zu Kaschau eine Pfarrerstochter und Lehrerswitwe. Ihr Vater ist bei einer Ueberschwemmung ums Leben gekommen, der Gatte, weil er den Schlupf-winkel des aus politischen Gründen flüchtigen Schwagers nicht verraten wollte, hingerichtet. Im Alter von 76 Jahren, erblindet und unfähig, sich allein zu bewegen, hat die Arme im vorigen Jahre den herbsten Schlag erlitten, indem ihr kurz hinter einander Sohn und Tochter, die Stützen ihres Alters, entrissen wurden. Der Sohn ward in bisher noch unaufgeklärter Weise erschossen; die verwitwete Tochter, Mutter dreier Kinder, die sich der hilflosen Greisin mit hingebender Liebe annahm und ihre geringe Jahrespension gern mit ihr teilte, starb nach kurzem Krankenlager und ließ Großmutter und Enkelkinder in fast völliger Mittellosigkeit zurück. Nur 22 Fl. 80 Kr. jährlich bringt ein kleines für die Waisen hinterlegtes Kapital ein, und davon sollen vier Menschen leben! Es ist der schwer geprüften Frau sichtlich sauer geworden, ihre Not zu klagen und um Hilfe zu flehn. Nur die verzweifelte Lage, in die sie durch den Tod der Tochter geriet und deren Schilderung vom Ortspfarrer durchaus beglaubigt wird, hat sie dazu vermocht. Wie oft sind es die Geplagtesten und Würdigsten, die sich unsrer Hilfe entziehn, weil ihnen edler Stolz den Mund schließt! Um so freudiger wollen wir geben, wenn ein solcher Fall, wie der vorliegende, nun doch einmal ans Licht kommt. Die Redaktion der Christlichen Welt ist gerne bereit, freundliche Gaben an die richtige Adresse zu vermitteln. B

(Der Evangelische Frauenverein in Meran) Tirol, hat infolge einer gütigen Spende von 1000 Gulden des Herrn Altbürgermeisters Herrnmarck zu Diakonissenzwecken die Erweiterung der hier schon be-stehenden Diakonissenstation Bethania in Angriff genommen und für die nächsten Jahre zwei Etagen einer schön gelegnen Villa in Obermais ge-mietet, die pflegebedürftigen Kurgästen unter Anschluß an das Diakonissenhaus vom 1. Oktober l. J. an unter mäßigen Bedingungen zur Verfügung stehen. Die Zimmer sind hoch und luftig, neu möblirt, die Verpflegung eine sehr gute, das Haus steht unter der Leitung der Diakonissen und ist somit besonders alleinstehenden Pflegebedürftigen an-zuempfehlen. Der Evangelische Frauenverein hofft durch diese Erweiterung die segensreiche, hier noch ganz am Anfang stehende Institution der Diakonissen aufs beste zu fördern und bittet daher alle christlich-evangelischen Blätter und Vereine Deutschlands, diese Notiz

---

*) Auf daß alle eins seien. Joh. 17, 21.

gütigst weiter verbreiten zu wollen. Anfragen vom 15. September ab an das evangelische Pfarramt, Diakonissenstation Bethania, Meran-Obermais oder Frau M. Schünemann, Vorsteherin des Evangelischen Frauenvereins, Meran-Obermais, Villa Castanea.

Quittung

Für die evangelische Gemeinde in Laibach: 20 Mk. von N, Schwerin; 3 Mk. von B, Köpenick.

Für die Hungersnot in Ostafrika: 5 Mk. von N N, Langenholzhausen; 1,69 Mk. von E St und Fr H in Reichenberg i. B.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Für Hamburg und Umgegend

Dritte zwanglose Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt

Donnerstag, den 12. September d. J.

im Hotel Moser (Rathausmarkt 12) abends 8 1/2 Uhr

Diskussion über: „Begriff und Berechtigung der evangelisch-sozialen Bewegung."

J. A.: **H. Voß**

Orientreise zu ermäßigtem Preis

im Frühjahr 1896

für deutsche Protestanten

Der Inhaber der Firma Jesinghaus in Genua erzählte mir in diesem Frühjahre von einer Orientfahrt italienischer Katholiken, angeregt durch einen katholischen Geistlichen, die allen Teilnehmern bei verhältnismäßig geringen Preisen hohe Befriedigung gewährt hat, und — von seiner Absicht, von Genua aus eine solche **billigere Orientfahrt für weniger bemittelte deutsche Landsleute** zu veranstalten. (Eine vierzigtägige Orientfahrt ausschließlich Auslagen an Land kostet sonst das dreiund vierfache.)

Mit Freuden begrüßte ich dieses Vorhaben und sprach den für mich so naheliegenden Gedanken aus, doch eine **„protestantische Pilgerfahrt"** zu arrangiren. Der Gedanke fand Verständnis, und ich erhielt die Zusicherung von der Firma Jesinghaus:

daß die für Mittwoch nach Ostern, 9. April 1896 geplante Orientfahrt **den Charakter einer „evangelischen Pilgerfahrt"** erhalten solle, wenn sich bis zum **15. November d. J.** eine genügende Anzahl von Teilnehmern gemeldet habe. Hätte ich mich aber getäuscht in der Annahme, daß viele in der deutsch-protestantischen Kirche sich für ein solches Unternehmen begeistern und sich ihm gern anschließen, so würde mit dem **15. November** der Billetverkauf einem Reisebureau übergeben, und der Charakter einer protestantischen Pilgerfahrt fiele damit weg.

Erhebend denke ich mir eine solche Fahrt mit Morgen- und Abendandachten an Bord, gehalten von den verschiednen mitreisenden Pastoren; und wie lehrreich müßte es sein für Freunde der Mission und Gustav-Adolf-Sache, der Diaspora und des Evangelischen Bundes unsre deutschen Gemeinden im Auslande bei dieser Gelegenheit an Ort und Stelle kennen zu lernen! Ich bin überzeugt, eine solche Fahrt brächte reichen Segen der heimatlichen und ausländischen Kirche, indem sie bekannt machte mit den thatsächlichen Verhältnissen in den deutschen Kolonien am Mittelmeer und Interesse weckte für die oft so schwere Arbeit der Auslandspfarrer in Gemeinde und Mission.

Indem ich nun um freundliche Weiterempfehlung bitte, rufe ich allen zu, die ein Interesse haben für die geweihten Stätten der Religion und der Kunst: Auf zur Orientfahrt!

Anmeldung bis spätestens 10. November (nach dieser Anmeldung werden die Plätze verteilt!) erbitte unter der Adresse:

Wettstein, Mosbach (Baden)

Mit deutsch-evangelischem Gruß!

Wettstein,
Pfarrer der deutschen evangelischen Gemeinde in Genua

Pfarrers-Töchter und -Bräute

erhalten eine Ausbildung für die Diakonie (Krankenpflege, Kindergart Haushaltunterricht, Gesundheitspflege u. s. w.) unentgeltlich bezw. zu Selbstkostenpreise durch den Evangelischen Diakonieverein, Adr. Pr **D. Zimmer, Herborn,** Bez. Wiesbaden. Grundgedanke: **„Die Pfa frau ist die geborne Gemeindediakonissin."**

Die Hilfe

Postzeitungs-Nr. 3175. Vierteljährlich 1 Mk.
(Durch Agenten vierteljährlich 50 Pfge.)

Nr. 35: Siegeslieder — Zum sozialdemokratischen Landprogram (Fortsetzung) — Sedan — 2. September 1870/95 — Schützenfeste Pastor Fischer (Fortsetzung) — Allerlei: Bauernverstand; Versammlu von Freunden der „Hilfe"; Nebel; Gefängnis und Freiheit — D kussionsstunde — Briefkasten

Nr. 36: Todesfreudigkeit — Zum sozialdemokratischen Landpr gramm — Von Gotteshilfe, Selbsthilfe, Bruderhilfe im Handlung gehilfenstand — Aus einem bayrischen evangelischen Arbeiterverein Schlangenkönigin — Pastor Fischer (Schluß) — Allerlei: Prote Volksgedanken über offizielle Veranstaltungen; Ferienkursus; Brud hilfe — Büchertisch — Briefkasten

Empfehle meine Spezialhandlung für **Theologie, gute Unterhaltungs-Litteratur, Geschichte** u. s. w. u. s. w.
Bedeutendes theol. Antiquariat — Kataloge kostenfrei.
Ankauf theol. Werke — auch in Tausch.
Regelmäßige Ansichtssendungen bereitwilligst.
Antiquaria gebe auch leihweise ab.
Hugo Rothers theol. Buchh. (**Martin Warneck**), **Berlin**, Linkstr.

Verlag von **Friedrich Jansa** in **Leipzig**, Königsstr. 20

C. E. van Koetsveld, **Die Gleichnisse des Evangeliums** a Hausbuch für die christliche Famil Uebersetzt von Pfarrer Dr. O. Kohlschmidt. Geh. 4,80; geb. 6,— M

Eine wahre Bereicherung der biblischen Erbauungslitteratur. (Theol. Jahr bericht.) In der That ein Hausbuch. (Christl. Welt 1893, Nr. 50.) Es w bald zu den Schätzen der christlichen Familie gehören. (Herrnhut.) Unsre Pfar und Laien werden es alsbald zu den Edelsteinen unsrer religiösen Littera zählen. (Theologische Litteraturzeitung.)

C. E. van Koetsveld, **Der Krankenfreund.** Uebersetzt u frei bearbeitet von Pfarrer Er Müller. Geb. 4,— Mk.

„Einfach, kurz, ernst, ein seltener Freund." „Die ganze Trostfülle der Bi kommt hier zu ihrer Entfaltung." „Wegen der einfachen, edlen Sprache, der Ti und Wahrheit der Gedanken, der Wärme und Gesundheit des Gefühls eine vorzügli Gabe für Kranke jeden Standes."

Prof. D. G. Rietschel, 1. Universitätsprediger in Leipzig, D **Wort vom Glauben.** Predigten f alle Sonn- und Festtage des Kirchenjahres. Geh. 7,—; geb. 8,— M

Ein sehr wertvoller Beitrag zur Predigtlitteratur. (Theol. Litteraturberich An der prägnanten, aus dem Text erwachsenen und mit ihm verwachsenen Fassu der Themata erkennt man den Meister der Homiletik. (Theol. Litteraturblatt.) sonders vorbildlich durch die ebenso treue wie geschickte Ausnützung des gegebn Bibelwortes. (Pastoralblätter.)

Die **Freude** der
Hausfrau!
Ich versende als Specialität meine
Schl. Gebirgshalbleinen
74 cm breit für 13 M.,
80 cm breit für 14 M.,
meine
Schl. Gebirgsreinleinen
76 cm breit für 16 M.,
82 cm breit für 17 M.,
das Schock 33 1/2 Meter
bis zu den feinst. Qual.
Spec. Musterbuch von sämmtlich. Leinen-Artikeln, wie Bettzüchen, Inlette, Drell, Hand- u. Taschentücher, Tischtüch., Satin, Wallis, Piqué-Barchend etc etc. franco.
J. GRUBER, Ober-Glogau i. Schl.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 350.— an, von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Anerk. beste Bezugsquelle. Höchster Rab. Alle Vorteile. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, gratis u. frei.
Wilh. Rudolph
in **Giessen** **Nr. 162.**

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1450. Vierteljährlich 1 Mark

Nr. 36: Deutsche Evangelische Landeskirchen: Zur kirc lichen Lage in Württemberg; Noch eine Stimme zum Evangelisc sozialen Kongreß — Römische Kirche: Die 42. Generalversammlun der Katholiken Deutschlands in München — Verschiedenes: Ein ladung zur achten Generalversammlung des Evangelischen Bundes — Personalien

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig